

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Straßburger neueste Nachrichten. Hauptausgabe. 1940-1944 1944

30.7.1944 (No. 208)

NEUESTE NACHRICHTEN

AMTLICHE TAGESZEITUNG DER NSDAP.



REGIERUNGSANZEIGER FÜR DAS ELSASS

Verlag: Oberrheinischer Gauverlag und Druckerei GmbH, Straßburg, Blauwolkengasse 17/19. Fernruf für Orts- u. Ferngespräche: 2 59 00 bis 2 59 04. Postcheckkonto: Straßburg Nr. 159 78. Die „Straßburger Neueste Nachrichten“ erscheinen 7mal wöchentlich als Morgenzeitung.

Sonntag, 30. Juli

Bezugspreis: Durch unsere örtlichen Vertriebsstellen monatlich 1,90 RM. zuzügl. 30 Rpf. Trägerlohn. Durch die Post zugestellt monatlich 2,20 RM. zuzügl. 42 Rpf. Zustellungsgebühren. Einzelpreis: wochentags 10 Rpf., sonntags 15 Rpf. Anzeigenschluß 15 Uhr am Vortage des Erscheinens.

Jetzt müssen wir's zwingen!

Ganz Deutschland wird eine einzige Schmiede für die Waffen des Sieges sein / Von FRANZ MORALLER

Der dröhnende Donnerschlag der Bombe, die von verbrecherischen Dummköpfen gegen den Führer geworfen wurde, ist verhallt. Sie sollte nach dem Willen derer, die sie zur Explosion brachten, die Welt erschüttern. In Wirklichkeit hat sie nur jene vernichtet, die sich ihrer in grenzenloser Verblendung bedienten. Und dennoch ist ihre Wirkung größer und nachhaltiger als die jedes anderen Geschosses, das in diesem Krieg irgendwo einschlug. Das soll nicht heißen, daß wir etwa das hysterische Triumphgeschrei der jüdischen Demokratenpresse, die bereits den Bürgerkrieg in Deutschland verkündete und damit klar zu erkennen gab, welchen Interessen der Wahnsinn dieses Attentates in Wahrheit diene, irgendwo ernst nehmen wollten. Das hat sich inzwischen bereits selbst durch die Tatsachen erledigt und gerichtet. Die tiefgehende Wirkung dieses blitzschnell liquidierten Zwischenfalls ist vielmehr eine innerliche, und ihr Feld sind wir selbst, das deutsche Volk.

In seinen Augen sind heute bereits die Schurken des 20. Juli nichts anderes mehr als „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“.

Denn eindringlicher und klarer als in der Erschütterung dieser explodierenden Bombe wurde uns allen noch niemals die instinktive Erkenntnis bewußt, daß Deutschland mit Adolf Hitler steht oder fällt. Mit ihm und in ihm wäre Deutschland zu Tode getroffen worden — nun, da er lebt, lebt auch Deutschland. Denn nur durch ihn allein kann und wird unser Volk diesen Kampf auf Leben und Tod siegreich bestehen.

Das ist keine mystische Schwärmerei und kein dumpfer Messiasglaube, sondern das ist das uns trügliche Gefühl und das sichere Wissen um die Sendung eines Mannes, an dessen Größe die Maßstäbe eines jüdischen Rationalismus notwendigerweise versagen müssen. Denn in dieser materialistischen Gedankenwelt ist ebensowenig Raum für das Begreifen geschichtlicher Gesetze wie für die tiefe Gläubigkeit einer gesunden, instinktsicheren Nation. Von dieser Welt zu der unseren gibt es keine Brücke und kein Verstehen. Sie mag in der fast wunderbaren Rettung des Führers das Warten eines blinden Zufalls oder der „Tücke des Objektes“ sehen: Wir wissen das besser, denn wir haben es gerade bei der Person des Führers schon oft genug erfahren, daß sich das Schicksal wo es Großes plant, nicht von ein paar armseligen, dummen Tölpeln mit Verrot und Höllenmaschinen in's Handwerk pfuschen läßt. Darum ist die Bombe vom 20. Juli für uns nicht nur ein Gegenstand des Abscheus und des Entsetzens, sondern ein sichtbares Zeichen dafür, daß — mögen unsere Feinde in ihrem satanischen Haß an Anschlägen und Schurkereien in Bewegung setzen, was immer sie wollen — dieser Mann Adolf Hitler nicht eher von der Bühne des Weltgeschehens abtreten wird, als er seine Aufgabe und Sendung vollendet hat: Den Aufbau einer neuen, besseren Welt durch den Sieg des nationalsozialistischen Reiches.

Wenn es etwas gibt, was die Niedertracht dieses Attentats noch weiter aus dem Bereich menschlichen Begreifens rückt, dann ist es die Wahl des Zeitpunktes durch seine Urheber. Sie konnten so wenig wie irgend ein anderer Mensch darüber im Zweifel sein, daß der Krieg gerade jetzt in sein letztes und entscheidendes Stadium getreten ist, und daß damit dem deutschen Volk die beispiellose Tatkraft und unüberwindliche Sicherheit seines Führers notwendiger ist als in jeder anderen Phase dieses Kampfes. Oder sollte sich etwa ein Herr Beck oder ein Herr von Stauffenberg der lächerlichen Eitelkeit hingeben haben, dem deutschen Volk auch nur eine Stunde lang Adolf Hitler ersetzen zu können? Was wäre — ganz abgesehen von den inneren Erschütterungen — in wenigen Tagen aus unserer Kriegführung geworden, wenn diese reaktionären Feiglinge auch nur eine Spur von Einfluß auf sie hätten ausüben können? In einem unvorstellbaren Chaos wäre unser Volk und mit ihm ganz Europa versunken, ein Chaos, aus dem es niemals wieder eine Auferstehung gegeben hätte.

Es ist nicht zu übersehen, daß sich in diesen Tagen die rote Gefahr im Osten noch einmal zu ihrer ganzen, furchtbaren Größe erhoben hat. Bereits stehen bolschewistische Panzerspitzen südostwärts Warschau an der Weichsel, aus dem Raum zwischen Wilna und Dünaburg zielt ein gefährlicher Stoß nach

Norden zum Rigaer Meerbusen, und während im Süden sich schwere Kämpfe im Karpatenvorland abspielen, hört man in Tilsit und Insterburg den Kanonendonner der nahe herangerückten Schlacht. Fürwahr, eine Lage, die gar nicht ernst genug genommen werden kann, eine Lage, die zu ihrer Meisterleistung von einer starken und sicheren Führung einschneidende und schwere

Maßnahmen verlangt. Vor allem aber unerschütterliche Nerven. Denn sie darf sich durch die Tatsache, daß die bolschewistische Führung diese ihre letzte Chance mit all ihren Machtmitteln wahrzunehmen versucht, nicht von ihrer großen strategischen Konzeption, welche die Entscheidung im Westen sucht, abbringen lassen. Sie muß den bolschewistischen Generalangriff so lange hin-

halten abfangen, bis sie sich an der Invasionsfront freigekämpft hat, damit sie dann mit der geballten militärischen Kraft des Reiches zum letzten Schlag im Osten antreten kann. Was inzwischen dort geschieht, mag schwer, hart und bitter sein, es muß getragen werden um des größten Zieles der Kriegsentcheidung willen.

Es gibt niemand in Deutschland, der an Nerven- und Tatkraft, an Unbeirrbarkeit des Willens und Großzügigkeit des Entschlusses mit Adolf Hitler vergleichbar wäre; und gerade diese Eigenschaften sind es, die jetzt von der Führung in die Waagschale des Kriegsgeschehens geworfen werden müssen. Das muß man sich vergegenwärtigen, um das Uebermaß von Nie-

dertracht einigermaßen zu erahnen, das hinter dem Verbrechen vom 20. Juli sein frivoles Spiel getrieben hat. Sein Gelingen wäre das Ende Deutschlands gewesen. Sein Mißlingen aber und die schicksalhafte Bewahrung des Führers geben uns nunmehr die innere Gewißheit, daß wir auch diesen Sturm überdauern werden. Und das um so eher, je rückhaltloser wir bereit sind, nunmehr aber auch alles daranzusetzen, was überhaupt in unserer Kraft steht, um dem wütenden Ansturm standzuhalten.

Denn darauf kommt es jetzt an. Es ist, seit der ununterbrochene Strom der »V. 1.« nach den militärischen und kriegswirtschaftlichen Zentren Süddeutschlands hinüberbraust und in den Arsenalen der Invasion Tod, Verheerung und Verwüftung in immer steigendem Maße verbreitet, kein Geheimnis mehr, daß wir am Beginn einer neuen Phase unserer technischen Kriegsführung stehen. Sie wird, je stärker sie in den nächsten Wochen und Monaten in Erscheinung treten wird, durch den Einsatz immer neuer Waffen und Kampfmittel die bisherigen Formen der Kriegsführung in dem gleichen Maße revolutionierend umstürzen, wie im Sommer 1940 der neuartige taktische Einsatz der deutschen Panzer- und Luftwaffe die gesamte Kriegsplannung unserer Feinde über den Haufen geworfen hat. Es wird dann die ganze materielle Ueberlegenheit unserer Gegner, für welche sie in den letzten Jahren ihr rüstungsindustrielles Potential restlos ausgeschöpft, einen ähnlichen Weg gehen, wie die „Unüberwindlichkeit“ ihrer Maginotlinie, auf die sie einst all ihre Hoffnungen setzten und die dann, als ihr der deutsche Soldat nicht in der überkommenen Weise, sondern mit ganz neuartigen Mitteln und Kampfmethoden zu Leibe ging, nicht viel mehr wert war, als ein besserer Gartenzaun.

Es ist begreiflich, daß wir uns über diese neuartigen Kriegsmittel und die Art ihres Einsatzes und ihrer Wirkung heute noch nicht näher aussprechen können. Es könnte vorläufig allerdings auch einem notorischen Skeptiker genügen, wenn wir ihn auf die selbst vom Gegner als »revolutionär, unheimlich, verheerend und vorläufig völlig unabwehrbar“ angesprochene Wirkung unserer »V. 1.« hinweisen. Daß »V. 2.« und folgende Nummern nicht weniger eindrucksvoll und wirkungsvoll sein werden, kann man sich eigentlich auch auf der andern Seite ausrechnen. Vorläufig zerbricht man sich dort noch ebenso eifrig wie ergebnislos die Köpfe darüber, was und wie es sein könnte und was sich dagegen unternehmen ließe, und das wird wohl erst ein Ende nehmen, wenn die ersten dieser sagenhaften Projektile dazwischenschlendern. Es könnte dann allerdings leicht der Fall eintreten, daß man sich in Südeuropa und an anderen Orten dann an die jetzt so verfluchte »gemüthliche Zeit der »V. 1.« zurücksehnt!

Das wird sich alles finden. Ueber was aber heute schon gesprochen werden

Verstärkter Einsatz der Kriegsheimarbeit erforderlich

Reichsorganisationsleiter Dr. Ley und Reichsminister Speer über die Mobilisierung deutscher Leistungsreserven

* Berlin, 29. Juli. Reichsorganisationsleiter Dr. Ley und Reichsminister Speer sprachen auf einer Arbeitstagung vor Mitgliedern der Rüstungskommissionen, den Gauwätern für Heimarbeit der Deutschen Arbeitsfront, Vertretern der Parteikanzlei, der Reichsführung, des Bevollmächtigten für den Arbeitseinsatz sowie Betriebsführern der deutschen Wirtschaft über den verstärkten Einsatz der Kriegsheimarbeit.

Dr. Ley hat hierbei auf die einmalige Leistungsbereitschaft des deutschen Volkes hingewiesen, welches selbst unter härtesten kriegsbedingten Arbeitsverhältnissen bis zum letzten Mann und zur letzten Frau bereit ist, seinen Beitrag zum totalen Kriegseinsatz zu leisten.

Dr. Ley äußerte sich dann über einige Einzelheiten der verstärkten Kriegsheimarbeit im Sinne der totalen Mobilisierung des gesamten Volkes. Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen stünden uns im größten Umfang zur Verfügung, und nun komme es darauf an, daß die Betriebe von diesen zusätzlichen Produktionsmöglichkeiten reichlich Gebrauch machen. Es sei Vorsorge getroffen, daß seitens der Deutschen Arbeitsfront, die bereits über langjährige Erfahrungen bei der Betreuung der Heimarbeiter besitze, weitgehend Hilfe zur praktischen Verwirklichung der verstärkten Heimarbeit geleistet werde. Wichtig und vordringlich sei insbesondere die rechtzeitige Beschaffung bzw. Disposition von Fertigkeiten, die für die Heimarbeit geeignet seien.

In mehreren Gauen seien seit geraumer Zeit mit größtem Erfolg entsprechende Versuche angestellt worden. Es sei selbstverständlich, daß vor allem für die Frauen, die sich jetzt der Kriegsheimarbeit zur Verfügung stellen, die erforderliche soziale Fürsorge geleistet werde (z. B. Einrichtung von Kindertagesstätten usw.) Auch das Handwerk wäre in der Kriegsheimarbeit sehr nützlich.

Es gäbe in Deutschland noch ungezählte Möglichkeiten der Mobilisierung von Arbeitskräften, die jetzt energisch und umsichtig ausgeschöpft würden. Die größte Reserve unserer Nation sei jedoch das Volk in seiner beispielhaften Haltung selbst, die Partei und in erster Linie der Führer, der die Gewähr biete, daß die jetzigen Anstrengungen der Nation im Siege unserer Waffen enden würden.

Zunehmende Heftigkeit der Bewegungsschlacht im Osten

Zwischen Dünaburg und Finnischem Meerbusen 43 sowjetische Panzer abgeschossen — Schlachtflieger vernichteten weitere vierzig Panzer — Luftverteidigungskräfte schossen 95 Terrorbomber ab.

* Aus dem Führerhauptquartier, 29. Juli. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Im Westteil des normannischen Landekopfes nahm die Ausdehnung des feindlichen Großangriffes gestern noch weiter zu. Ostlich St.-Lô wurden starke örtliche Angriffe bis auf geringe Einbrüche abgewiesen und südlich der Stadt bei Moyon und Villebaudon feindliche Angriffsspitzen im Gegenangriff zerschlagen. Westlich davon gelang es dem Feind unter Einsatz neuer Kräfte, nach erbitterten Kämpfen weiter nach Südwesten vorzudringen. Im Westflügel des Landekopfes setzten sich unsere Divisionen im Kampf mit dem stark nachdrängenden Feind in den Raum beiderseits Coutances ab. In den neuen Stellungen wurden dann alle feindlichen Angriffe abgewiesen.

Vor dem Landekopf beschädigten Torpedoflieger ein feindliches Frachtschiff von 6000 BRT schwer. Schnellboote versenkten in der Nacht zum 27. Juli vor Le Havre zwei britische Schnellboote und beschädigten mehrere andere. Ein eigenes Boot ging verloren. Im französischen Raum wurden wiederum 189 Terroristen im Kampf niedergemacht.

Das Vergeltungsfeuer auf London dauert an.

In Italien brach der zweite feindliche Großangriff gegen Florenz blutig zusammen. Mit etwa acht Divisionen rannte der Feind, von stärkstem Artilleriefeuer unterstützt, immer wieder gegen unsere Front an, ohne einen Erfolg zu erringen. Nach schwersten Kämpfen, bei tropischer Hitze, waren die Stellungen am Abend fest in der Hand unserer Truppen. Zwanzig Panzer wurden abgeschossen. An der übrigen Front beschränkte sich der Feind auf schwächere Angriffe westlich des Tiber und im Küstenabschnitt, die erfolglos blieben.

Im Osten wurden heftige Angriffe der Sowjets im Karpatenvorland nach

Teil im Gegenangriff abgewehrt. Ostlich des großen Weichselbogens schiebt sich der Feind mit starken Kräften den Fluß heran. Ein Übersetzversuch über den Fluß wurde vereitelt. Südöstlich Warschau und bei Siedle dauern erbitterte Kämpfe an. Zwischen dem mittleren Bug und Kauen schlagen unsere Truppen alle Durchbruchversuche des Feindes ab. Im Abschnitt Kauen-Riga verstärkte sich der feindliche Druck. Trotz zähen Widerstandes der Besatzung drang der Feind in die Stadt Schaulen ein. Nach Mitau vorstößende feindliche Kräfte wurden im Gegenangriff aus der Stadt geworfen. An der Front zwischen der Düna und dem Finnischen Meerbusen scheiterten auch gestern zahlreiche Angriffe der Bolschewisten. 43 feindliche Panzer wurden abgeschossen.

Verbände, die sich in erbitterten Kämpfen besonders auszeichneten.

DNB. Aus dem Führerhauptquartier, 29. Juli. Zum heutigen OKW-Bericht wird ergänzend mitgeteilt:

In den schweren Kämpfen im Raum St.-Lô-Lessay haben sich in den letzten Wochen in Abwehr und Gegenangriff besonders ausgezeichnet:

Die 17. #-Panzerdivision unter Führung ihres schwer verwundeten Kommandeurs Brigadeführer Osten-dorff und seines Vertreters Standerführer Baum. Die 353. Infanteriedivision unter Führung ihres Divisionskommandeurs Generalleutnant Mahlmann. Das Fallschirmjägerregiment 5 unter seinem Kommandeur Major Karl Heinz Becker; das Fallschirmjägerregiment 9 unter seinem Kommandeur Major Kurt Stephani und das Fallschirmjäger-

Schlachtfliegerverbände vernichteten vierzig weitere Panzer, zahlreiche Geschütze und mehrere hundert Fahrzeuge. In der Nacht führten schwere Kampfflugzeuge einen zusammengefaßten Angriff gegen den Bahnhof Moldeczno, der starke Brände und heftige Explosionen unter abgestellten Transportzügen hervorrief. Bei der Abwehr eines sowjetischen Luftangriffes auf die Stadt Kirkenes schossen unsere Jagdflieger zwölf feindliche Flugzeuge ab.

Nordamerikanische Bomber griffen bei Tag Orte in Mittel- und Westdeutschland, darunter Wiesbaden und Merseburg an. In der Nacht waren Stuttgart und Hamburg das Ziel feindlicher Terrorangriffe. Luftverteidigungskräfte brachten 97 feindliche Flugzeuge, darunter 95 viermotorige Bomber, zum Absturz.

regiment 15 unter seinem Kommandeur Oberstleutnant Groeschke.

In den schweren Abwehrkämpfen südlich Florenz hat sich die hessisch-thüringische 29. Panzerbrigade unter Führung von Generalleutnant Fries erneut hervorragend ausgezeichnet und bewährt.

Das Eichenlaub für bewährten Flakoffizier

* Berlin, 29. Juli. Der Führer verlieh das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Hauptmann Herbert Lamprecht, Kommandeur einer leichten Flakabteilung, als 532. Soldaten der Deutschen Wehrmacht. In Hauptmann Herbert Lamprecht, der als Sohn eines Maurerpoliers am 28. März 1913 in Spandau geboren ist, das Maurer- und Zimmererhandwerk erlernte und mit 18 Jahren in den Polizeidienst trat, hat der Führer erneut einen besonders bewährten Flakoffizier hoch ausgezeichnet.

Glückwunschtelegramm des Führers an den Duce

DNB. Führerhauptquartier, 29. Juli. Der Führer hat dem Duce zu seinem Geburtstag folgendes Glückwunschtelegramm übermittelt:

»Duce! Zu Ihrem heutigen Geburtstag spreche ich Ihnen in alter treuer Kameradschaft meine und des deutschen Volkes herzlichste Glückwünsche aus. Ich verbinde diese meine warmsten Wünsche für Ihr persönliches Wohlergehen ebenso mit denen für eine glückliche Zukunft des italienischen Volkes, das nach so schweren Schicksalsschlägen der Vergangenheit nunmehr bereit ist, in diesen Stunden geschichtlicher Entscheidungen Seite an Seite mit den deutschen Soldaten wieder für die eigene Heimat zu kämpfen.«

Das wird sich alles finden. Ueber was aber heute schon gesprochen werden

Das wird sich alles finden. Ueber was aber heute schon gesprochen werden

Das wird sich alles finden. Ueber was aber heute schon gesprochen werden

Das wird sich alles finden. Ueber was aber heute schon gesprochen werden

Das wird sich alles finden. Ueber was aber heute schon gesprochen werden

Der vom Feind erhoffte Durchbruch östlich St-Lô mißglückt

Geringer Raumgewinn in der Normandie und in Italien vom Gegner mit hohen Verlusten erkaufte

kann, das ist die für viele überraschende Tatsache, daß wir gerade jetzt im Augenblick höchster Spannungen und Belastungen, vor dem Einsatz dieser neuen Waffen stehen. Es ist das kein Zufall. Der Laie neigt dazu, die Entwicklung einer Waffe — und sei es nur die Verbesserung einer herkömmlichen — von der technischen Idee bis zum allgemeinen Einsatz an der Front ganz erheblich zu unterschätzen. Mit Wochen und Monaten ist dabei gar nichts getan. Es bedarf, vor allem, wenn man technisches Neuland betritt, jahrelanger wissenschaftlicher Vorarbeit, unendlicher Laboratoriums- und Konstruktionsversuche, bevor überhaupt an die Einzelherstellung herangegangen werden kann.

Daraus läßt sich nun heute ersehen wie frühzeitig und wie richtig die deutsche Führung die Entwicklung des Krieges bis zu seinem heutigen Stand voraussah. Gewiß hätte sie damals, als sie erkannte, daß mit einer raschen Beendigung des Krieges nicht zu rechnen sei und somit die ungehinderte amerikanische Massenproduktion eines Tages in Gestalt materieller Ueberlegenheit sein Gesicht prägen werde, ihrerseits versuchen können, ebenfalls durch gesteigerte Produktion rein quantitativ einen Ausgleich zu schaffen. Soweit das unerlässlich und notwendig war, ist das auch geschehen; wichtiger aber erschien, auf neuen Wegen die Mittel zu suchen, die eines Tages die Masse des angehäuften Materials ebenso zur Wirkungslosigkeit verdammen, wie einst die unterlaufenen Riesenerwerke der Maginotlinie. Wahrhaftig eine kühne Planung, würdig eines Adolf Hitler und einer revolutionären Idee, zumal für sie der Preis einer zeitweisen Unterlegenheit im Bereich der herkömmlichen Waffen in Kauf genommen werden mußte. Ohne sie aber wäre heute bereits der Krieg im sinnlosen Inferno riesenhafter Material- und Zermürbungsschlachten um wenige Fußbreit Geländegewinn erstarrt, und die Opfer, die wir zu bringen hätten, würden sich im wochenlangen Trommeln zu einem Vielfachen dessen summieren, was uns ohnehin die kommende Zeit abfordern wird.

Mit „V.1“ hat es begonnen. Sie war, im richtigen Augenblick eingesetzt, die sensationellste Ueberraschung und furchtbarste Enttäuschung für die Welt unserer Feinde, die da längst glaubten, den deutschen Erfindergeist und die deutsche Produktionskraft längst mit Sprengstoff und Phosphor ausgelöscht zu haben. Welch lähmende Wirkung aber wird es für unsere Gegner erst haben, wenn sie nun bald und in steigendem Maß erfahren werden, daß zwischen den rauchenden Trümmern unserer Städte deutsche Ingenieure und Arbeiter eine Schlacht geschlagen haben, deren stille Erfolge jetzt langsam an die kämpfenden Fronten heranrücken und deren Einsatz für den Ablauf des Krieges sehr bald entscheidender sein wird, als die ganze Invasion!

Wir haben nun heute allen Grund, der Voraussicht und Tatkraft des Führers dafür zu danken, daß nun gerade heute, wo der Krieg auf seinem Höhepunkt angelangt ist, die Früchte einer langen technischen Entwicklung heranreifen, die geeignet erscheinen, ihm in absehbarer Zeit ein ganz anderes Gepräge zu geben. Wir wollen dabei allerdings nicht vergessen, daß wir auch dann, wenn es uns nicht gelungen wäre, die Mittel zu finden, um die materielle Ueberlegenheit nicht nur auszugleichen, sondern geradezu aus den Angeln zu heben — daß wir auch dann mit niemals nachlassender Verbissenheit und unerschütterlicher Zuversicht um unser Dasein ringen müßten, denn selbst der Tod wäre noch ein mildes Schicksal im Vergleich zu dem, das uns alle ohne Unterschied treffen müßte im Fall einer Niederlage. Wenn uns nun heute im ernstesten Augenblick eine Chance zu wächst, wie wir sie kaum erwarten durften, dann verliert deswegen die Erkenntnis, daß in diesem Kampfe kein Wunder geschieht, das wir nicht selbst wirken, keine Spur von ihrer Gültigkeit.

Was heute vom deutschen Soldaten an allen Fronten gefordert wird, übersteigt menschliches Maß. Er leistet es schweigend und selbstverständlich. Aber mehr denn je ist er darauf angewiesen, daß ihm die Heimat in ununterbrochener Folge die Waffen in die Hand gibt, die nun einmal notwendig sind, um den Ansturm des Feindes zu brechen. Es ist dabei gleichgültig, ob es sich um den Karabiner 08 handelt — denn der wird niemals überflüssig werden! — oder um eine der modernsten V-Waffen, die jetzt in die Fertigung gehen. Wenn wir nun mit allem Ernst und mit aller Kraft daran gehen wollen, diesen Krieg zu beenden — und wer könnte heute noch einen andern Gedanken hegen! — dann wollen wir uns klar darüber sein, daß dafür gar nicht genug gearbeitet und geleistet werden kann, denn es wäre furchtbar, wenn wir eines Tages erkennen müßten, daß an irgendeiner Stelle zu wenig geschah. Darum muß jetzt Schluß gemacht werden mit der theoretischen Erkenntnis von der Notwendigkeit des totalen Krieges, und an ihre Stelle muß seine praktische Durchführung treten.

R. D. Berlin, 29. Juli. (Eig. Drahtbericht.) Während die harten Kämpfe an der Ostfront sich über riesige Räume erstrecken, toben die schweren Schlachten in der Normandie in einem immerhin begrenzten Gebiet. Im westwärtigen Teil des Invasionsraumes sind bis zum Samstagvormittag die Engländer immer noch nicht zu dem stündlich erwarteten Großangriff in der Gegend von Caen angetreten. Obwohl von den Alliierten betont worden war, daß alle Aktionen aufeinander abgestimmt seien, haben die Nordamerikaner in den letzten Tagen allein kämpfen müssen, da der englische General Dempsey durch die deutschen Gegenmaßnahmen gebunden war. Die Nordamerikaner haben ihr von der deutschen Führung erkanntes Ziel, von St-Lô aus über Coutances an der Küste vorzustoßen und die nördlich stehenden deutschen Truppen abzuschneiden, nicht erreicht. Unsere bei Lessay stehenden Einheiten haben sich rechtzeitig abgesetzt und weiter südlich beiderseits Coutances neue Widerstandslinien aufgebaut.

Im Einbruchraum südwestlich St-Lô werden erbitterte Kämpfe gemeldet. Hier hat der Gegner seine Panzerkräfte fächerartig nach Südwesten und Südosten vorgetrieben und erreichte die sechs Kilometer südlich des Soulebaumes laufende Straße zwischen Cerences und Tessy s/Vire. Auf den Raum

von Percy wurden deutsche Gegenangriffe eingesetzt, der Feind aufgefangen und zurückgeworfen. Oestlich St-Lô wurden starke Angriffe verlustreich abgewiesen. Der Wehrmachtbericht erwähnt auch den Ort Moyon, der mehrfach den Besitzer wechelte. Die Nordamerikaner müssen jeden Raumgewinn mit hohen Verlusten und mit einem ungeheuren Materialaufwand, vor allem einem großen Einsatz der Luftwaffe erkaufen. Ihre Luftangriffe auf das rückwärtige Gebiet haben es nicht verhindern können, daß deutsche Eingreifreserven eingesetzt werden konnten.

In dem Einbruchraum — zu dem erhofften Durchbruch ist es nicht gekommen — entfernen sich die Amerikaner langsam aus dem Schutz der in der Seebucht liegenden Kriegsschiffe. Eine Unterstützung durch die Marine von der Westseite der Cotentin-Halbinsel aus ist nicht mehr möglich, da die Kanalinseln in deutscher Hand sind. Die Lage an der Ostfront kann sich selbstverständlich nicht von einem Tag zum anderen grundlegend ändern. Unsere hier kämpfenden Truppen bilden einen elastischen Schutzgürtel, der zwar Raum aufgibt, wenn es nötig ist, der aber durch eigene Gegenstöße den Sowjets große Verluste zufügt. Hinter dieser Front steht der deutschen Führung hinreichend Raum

zur Verfügung, um ungestört einen Gegenschlag vorzubereiten, der dann das Bild im Osten wandeln soll. Der Wehrmachtbericht nennt die Frontlinie, an der unsere Soldaten in besonders harten Kämpfen stehen: Das Karpatenvorland, das Gebiet östlich des Weichselbogens, den Raum um Siedlce, die Abschnitte zwischen dem mittleren Bug und Kauen, sowie zwischen der Düna und dem Finnischen Meerbusen. Besonders hart ist der Druck in Litauen und Lettland, zwischen Kauen und dem Rigaer Busen. Die Stadt Schaulen, ein nicht unwichtiger Eisenbahnknotenpunkt, mußte dem Feind geöffnet werden. Mitau hingegen wurde dem Gegner, der in die Stadt eingedrungen war, wieder entzogen.

Mit der gleichen beispiellosen Tapferkeit, mit der sich unsere Soldaten im Westen und Osten schlagen, kämpfen unsere Truppen in Italien, wo der zweite feindliche Großangriff auf Florenz gescheitert ist. Auch an der Südfront kommt es nicht auf den Besitz des einen oder anderen Ortes an, die Hauptaufgabe unserer Truppen auf diesem Nebenkriegsschauplatz besteht darin, das Kräftepotential der Anglo-Amerikaner zu schwächen. Diese Aufgabe erfüllen sie trotz schwieriger klimatischer Verhältnisse — der Wehrmachtbericht spricht von tropischer Hitze — in geradezu vorbildlicher Weise.

„Vernichtung der „V.1“-Abschlußbasen bringt Ruhe“

Ein Augenzeuge über die britischen Abwehrmaßnahmen — Flak- und Jagdfliegerversperren an der Kanalküste sollen das Unheil abwenden — Enormer Materialaufwand gegen „V.1“

Lhw. Stockholm, 29. Juli. (Eig. Drahtbericht.) Die deutsche „V.1“-Offensive gegen Südengland und London ging in der Nacht zum Samstag weiter. Der englische Nachrichtendienst meldete wie üblich Sachschäden und Personenverluste. Hinzugefügt wird die Behauptung, daß die Abwehr am Freitag am Tage teilweise Erfolge gehabt habe, von den Einwirkungen bei Nacht werden derartige Behauptungen nicht aufgestellt.

Warum nicht, geht recht gut aus einem schwedischen Augenzeugbericht von der englischen Abwehrbatterien an der Kanalküste hervor. Der Londoner Vertreter des „Svenska Dagbladet“ hat Gelegenheit gehabt, das dortige Sperrfeuer zu beobachten. Seine Schilderung ist recht anschaulich, zum Teil dramatisch. Aber sie vermittelt nicht den Eindruck größerer Abwehrergebnisse oder auch nur Aussichten. Sie bestätigt, daß die Engländer sich keinesfalls Ruhe erkaufen mit noch so großer Munitionsverschwendung, geschweige denn eine Entscheidung herbeiführen können.

Die Engländer sind bei ihrer Verteidigung noch immer im Experimentierstadium. Der neutrale Gewährsmann schreibt darüber folgendes: „Es ist ein eigenartiges Erlebnis, dem Kampf um die „fliegende Bombe“ von dem Platz aus zu folgen, an dem er in erster Linie geführt wird, nämlich von der Kanalküste aus. Vor allem ist es spannend, so spannend, daß man schändlicherweise vergißt, daß jede Bombe, die durch diese Mauer von Jagdfliegern, Flak- und Sperrballonen hindurchdringt, gleichbedeutend ist mit Zerstörung, Vernichtung und dem Tod vieler Londoner.“ Im einzelnen schildert der schwedische Beobachter das nächtliche Erlebnis wie folgt: „Die weißen Klippen zu beiden Seiten des kleinen Badeortes sind vollgepfropft mit Flakgeschützen, deren Rohre aufs Meer hinauszielen. Die „fliegende Bombe“ wird plötzlich von Tausenden von Leuchtsparaketen umschwärmt, die mit roten Blitzen rings um sie explodieren. Die Leuchtsparaketen bewirken den Eindruck, als wenn diese Blitze mit der Küste durch weiße Bänder verbunden

sind. Es ist, als ob man die Bombe mit Konfettischlangen von Feuer verdrängen wollte. Das Ganze ist phantastisch! Man sieht mit offenem Munde zu und hat das Gefühl, als wäre man zu einem Tontaubenschießen eingeladen, von irgend einem wahnsinnigen Millionär nach neuen Ideen veranstaltet.“

Jetzt ereignet sich eine von zwei Möglichkeiten: Entweder die Artilleristen erzielen einen richtigen Treffer, so daß die Robot-Bombe mit einer gewaltigen orangefelben Flamme explodiert, oder sie kommt unbeschädigt durch den Feuertorhang der Flak. Dann kommt die Reihe an den Jagdfliegern. Die Artillerie stellt plötzlich ihr Feuer ein, das traktorenartige Brummen, das vorhergehend im Lärm des Geschützfeuers ertrinkt, drängt wieder auf das Frommelzeug wie ein Pfeil aus dem Himmel auf die Bombe nieder. Eine Sekunde später sind sie beide weg — das Publikum sieht atemlos und lauscht intensiv — hört man ein kräftiges Donnern, so ist die Bombe in dem waldigen und verhältnismäßig dünn besiedelten Gebiet hinter dem Badeort abgeschossen, das die Jagdflieger zu diesem Zweck benutzen.“

Der schwedische Gewährsmann beteuert, er hätte ein noch ungünstigeres Abschlußergebnis erwartet, offenbar auf Grund seiner Eindrücke in London selbst, wo man anscheinend bei der Fülle der hereinkommenden „V.1“ nicht den Eindruck hat, daß ihre Zahl durch die Abwehr wesentlich verringert wird. Er meint, daß sehr viel vom Wetter abhängt, und daß die ungünstige Witterung dieses Sommers sowie die Kanalebene sehr hinderlich seien für die Abwehr. Die Jagdflieger müßten sich sorgfältig hüten, bei der Explosion nicht selber gesprengt zu werden. Der Bericht fährt fort: „Aber Artilleristen und Jagdflieger mögen noch so geschickt und energisch sein, die Sperrballone noch so raffiniert ausgehängt werden, ganz allgemein läßt sich sagen, daß Granaten nicht mit Granaten, Jagdfliegern oder Ballonen bekämpft werden können. Man kann ihre Zahl verringern, aber sie kommen gleichwohl weiter herein und das wird so weitergehen! Wenn London Ruhe bekommen will, müssen die Abschlußbasen selbst vernichtet werden!“

Neues Hilfskorps in Frankreich gebildet
J. Paris, 29. Juli. (Eig. Drahtber.) Der Minister für Arbeit und nationale Solidarität hat Einzelanweisungen für die Bildung eines Korps von Freiwilligen der nationalen Solidarität erlassen. Diese Hilfswilligen, die auf eine technische, eine Rettungs- und eine Verwaltungsabteilung verteilt werden sollen, sind als Hilfskorps gedacht, das bei Naturkatastrophen oder bei Kriegsergebnissen die vorhandenen Hilfskräfte ergänzen verstärken sollen, also: Polizei, Luftschutz, Feuerwehr, Rotes Kreuz usw.

Thailändisches Kabinett zurückgetreten
* Bangkok, 29. Juli. Der thailändische Premierminister Feldmarschall Phibul Songra ist mit den anderen Mitgliedern seines Kabinetts geschlossen zurückgetreten, weil zwei Regierungsgesetze in der Volksversammlung eine Niederlage erlitten.

Neues britisches Bekenntnis zum Terrorkrieg

Mit brutalem Zynismus feiert die „Daily Mail“ die Zerstörungen in Stuttgart

* Stockholm, 29. Juli. Der Luftfahrtkorrespondent der Londoner Zeitung „Daily Mail“, Colin Bednall, zeigt wieder einmal das wahre Gesicht der britischen Kriegsverbrecher. Während Churchill und sein Bombenmarschall Harris immer wieder lediglich versichern, die Luftangriffe gegen die deutschen Städte dienten lediglich mi-

litrischen Zwecken, läßt Bednall alle propagandistischen Rücksichten beiseite und legt ein erneutes klares Bekenntnis zur Terrorakt ab. Mit brutalem Zynismus preist Bednall die Zerstörung der Wohnviertel bei den Terrorangriffen auf Stuttgart als „großen moralischen Sieg der Alliierten“.

Diese Äußerung bestätigt klar und eindeutig, daß die anglo-amerikanischen Luftangriffe weiterhin mit dem Ziel unternommen werden, die deutsche Moral zu untergraben. Demgegenüber mag man aber im Lager der Luftbanditen und ihrer Auftraggeber überzeugt sein, daß gerade die Gewißheit, daß der Feind es bewußt auf Mord und Vernichtung der Wohnstätten deutscher Familien abgesehen hat, die deutsche Widerstandskraft nur noch verstärken und die Wut zur Abrechnung mit diesen Gangstern nur noch mehr entfachen kann.

Es geht jetzt einfach nicht mehr an, daß der überwältigende Teil unseres Volkes kämpft, arbeitet und schafft fast bis zur physischen Erschöpfung, und ein kleiner Teil steht dabei, sieht gelangweilt zu und ergeht sich womöglich noch in dummen Redensarten. Es muß jetzt aufhören, daß einzelne unter uns immer noch mit Geschick und Tücke jeder ernsthaften Forderung des Krieges aus dem Wege gehen und „Friedenszeit spielen“. Es wird nun in den kommenden Wochen in dieser Hinsicht ein etwas scharfer Wind durch Deutschland wehen, aber wir wissen, daß alle die, welche jetzt schon ihre Pflicht getan haben, dazu nur gesagt werden: „Na endlich...!“ Die andern aber, die jetzt — gebeten oder ungebeten — der Wirbel fassen und an den Platz stellen wird, wo sie hingehören, sie mögen alles tun, nur nicht maulen und rasonnieren. Denn erstens hilft das diesmal gar nichts, und zweitens kann es nur einen sehr schlechten Eindruck machen.

Es geht jetzt ums Letzte und Ganze. Und weil wir das wissen, deswegen wollen wir von der Führung auch keinerlei Rücksicht mehr auf irgendwelche Launen und Wehwechen, sondern die starke Hand, die jeden, sei's Mann oder Frau, an den Platz stellt, wo er gebraucht wird.

Angst in England vor „V.2“
* Stockholm, 29. Juli. Das englische Volk wurde nach einer Bullenmeldung in „Aftonbladet“ aus London von einer nicht näher genannten Militärbehörde, die offenbar genaueres wisse, davor gewarnt, Hitlers Wunderwaffe Nr. 2 zu unterschätzen. In luftmilitärischen Kreisen Londons werde angedeutet, daß die Deutschen Vorbereitungen träfen, um vermutlich das Industriegebiet in den Midlands mit „V.2“ zu bombardieren. Neue Startplätze würden angelegt. Um die Industriegebiete der Midlands, die etwa 400 Kilometer von der holländischen Küste entfernt liegen, bombardieren zu können, sei eine viel größere Präzision erforderlich als bei der Beschließung von London.

Und wir wollen dankbar sein, daß uns diese Gelegenheit gegeben wird, um diesen

Gehen wir in diesem Sinne an unsere Pflicht — dann hat auch der hinterhältige Anschlag vom 20. Juni seinen Sinn erhalten. Nicht den, welchen ihm seine verbrecherischen Urheber geben wollten, wohl aber den, welchen ihm das Schicksal gab, als es uns den Führer erhellte und damit den Donnerschlag der Explosion zum unüberhörbaren Signal für Deutschland machte.

Verlag und Druck
Oberbretischer Gauverlag u. Druckerei GmbH.
Verlagsdirektor: Emil Munn
Schriftleitung:
Hauptchriftleiter: Franz Moraller
Stellvertz. Hauptchriftleiter: Paul Schall
(Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 2 gültig)

Segelflieger von heute — Kampfflieger von morgen

Bei der flugbegeisterten Jugend des Elsaß — Die vormilitärische Ausbildung unseres Luftwaffennachwuchses im NS-Fliegerkorps

Es ist das klassische Segelfluggelände, auf dem Schriftleiter eldsässischer und badischer Zeitungen, einer Einladung der NSFK-Gruppe 16 folgend, der Ausbildung des Nachwuchses für die politisch-fliegerische Kampfformation des Führers beiwohnten: Ein kahler Hang, von dem aus der Blick hinausgeht in die offene Landschaft mit Dörfern, Feldern, Bergen und Wäldern im weiten Rund, unter einer hohen Himmelskuppel, auf der helle Sommerwolken dahinsieglein. Ein Bild, das uns an die Wasserkuppe erinnert, auf welcher Rhönvater Ursinus flugbegeisterte Jugend der ersten Nachkriegsjahre um sich versammelte. Er hat ihr, als Versailles Deutschland den Motorflug verboten wollte, die Parole gegeben: Wenn wir nicht mehr mit Motor fliegen dürfen, fliegen wir eben ohne Motor! Aus jenen Anfängen heraus errang sich der deutsche Segelflug Weltgeltung mit Bestleistungen von 9000 m Startüberhöhung, 55 Stunden Dauer und 550 km Länge.

Es war ein harter, beschwerlicher Aufstieg bis zu diesen Gipfeln — hart und beschwerlich ist auch der Weg des Flieger-Hittlerjungen, bis er die vorgeschriebenen Prüfungen vorweisen kann. Dies wurde auch bei dem Pressebesuch klar. Eine Mannschaft von mehr als einem Dutzend Mann schleift den Schulgleiter den Hang herauf. Das geht so morgens, mittags und abends; der Dienstplan beginnt mit dem Wecken um 5 Uhr und endet um 22 Uhr. Ist die »Kiste« oben, dann kommt einer aus der Mannschaft dran für seinen »Rutsch«. Für diesen werden nicht mehr als 60 Sekunden Flugdauer verlangt. Also ein kurzes Vergnügen. Aber unentwegt schleppen die Jungen hoch; alle für einen, einer für alle. Unsere Fliegerhelden, die fast alle durch die Schule des NS-Fliegerkorps gegangen sind, haben nicht anders angefangen. Unser Brillantenträger aus Engen, Oberstleutnant Graf, versäumt nie, wenn er in Urlaub nach Hause kommt, auf dem Hang, auf welchem er manchen Schweifstropfen ließ, den jüngsten Nachwuchs aufzusuchen, und es ist unseren Ritterkreuzträgern der Luftwaffe immer ein Vergnügen, mal selbst wieder den Sitz in der Motormaschine mit ihren vielen PS. mit dem in der leichten Segelflugmaschine zu vertauschen.

Der erste Alleinflug

Während der anwesende Pressereferent des Korpsführers, NSFK-Sturmabteilungsführer Juhre, Berlin, und NSFK-Obersturmabteilungsführer Hagemann erzählen, hat sich ein Junge startfertig gemacht, hat den Sturzhelm aufgestülpt und den Steuerknüppel in der Faust. Die Kameraden ziehen auf Kommando die Startseile aus, laufen. Los! Wie der Pfeil von der Sehne schnell der Schulgleiter hinaus. Jetzt gilt es! Die Anfangsgeschwindigkeit beträgt immerhin an die 45 kmh, augenblicklich muß der junge Pilot auf die unerbaren aufstrebenden Aufwinde, Sogs und Seitenströmungen reagieren. Die launischen Winde bedeuten das eigentliche Element des Fliegens. Sie zu meistern ist Sache des Gefühls, weniger des Verstandes. Dies Gefühl hat ein 14jähriger weit eher als einer mit 30. Wem es fehlt, der wird auch mit dem besten Willen kein Flieger. Der Junge, der gerade hinausgleitet, macht seine Sache gut. Er beschreibt die vorgeschriebene S-Kurve und landet beim ausgelegten weißen Landekreuz. Am meisten ist der Fluglehrer befriedigt, der mit seinen Jungen von der aufgehenden Sonne bis zur sinkenden Nacht am Hang ist und dabei die Verantwortung trägt. Und diese nimmt er sehr ernst. Er geht ganz behutsam vor; wenn er einem Jungen erstmals den Steuerknüppel überläßt, ist dies nur für ein kurz bemessenes Rutschchen, das je nach dem, wie es

ausfällt, von einem Mal zum andern verlängert wird.

Arbeit und nochmals Arbeit

Drei Jahre wird so geübt und immer wieder geübt, daneben eine vielseitige flugtechnische Ausbildung betrieben und fachlich wie politisch geschult. Im Verlauf dieser strengen Auslese stellt sich früher oder später heraus, ob die anfängliche Flugbegeisterung nur ein Strohhalm war, ob der Junge jene ausgesprochene fliegerische Ader mitbringt, von der schon

die Rede war, ob er überhaupt ein Kerl ist mit Charakter, Härte, Ausdauer, ob er auch Kamerad ist. Piloten, welche die komplizierte Apparatur einer modernen Kampfmaschine beherrschen hat auch der Gegner; daß wir die besessenen Flieger besitzen, haben gerade die rückliegenden Monate gezeigt, wo der Feind mit einer großen zahlen-, teilweise auch materialmäßigen Überlegenheit antreten konnte, die zu überwinden wir im Begriff stehen.

Bestanden . . .

Es ist Mittagszeit geworden, die Jungen marschieren zu ihrer tadellos sauberen und wohllich ausgestatteten Unterkunft. Sie bringen einen Bärenhunger mit; für dessen Stillung ist vorläufig gesorgt denn für die Segelfluglager gibt es tüchtige Zusatzrationen.

Am Nachmittag lernen wir die letzte Stufe der Ausbildung auf einem anderen Gelände kennen. Es ist ein weiter, ebener Flugplatz, auf dem die Maschinen von komplizierterer Bauart mittels Windschleppstarts hochgebracht wer-

den. Dieser erfolgt so: Zu einem etwa 1 km entfernten Punkt läuft ein dünnes Stahlkabel, das auf einer Trommel nach erfolgtem Startzeichen sehr rasch aufgespult wird, wodurch das angehängte Flugzeug sofort große Geschwindigkeit erhält. Nach wenigen Sekunden ist die Maschine vom Boden frei, gewinnt rasch Höhe, etwa 250 m über Start. Der Pilot klinkt das Kabel aus. Jetzt beginnt der schlanke Segler die Lüfte seine eleganten Schleifen zu ziehen. Dieses Schweben ist das Schönste, was die Flieger überhaupt zu bieten vermag. Aber der junge Pilot darf sich auch jetzt nicht den Launen der Lüfte noch den eigenen Überlassungen, sondern mit sicherer Hand seine Maschine, die vorgeschriebene Strecke steuern, die am Landekreuz nahe dem Startplatz endet. Er hat bestanden und damit die letzte Stufe der vormilitärischen Ausbildung zurückgelegt. Der Übergang zum Motorflug bedeutet nur noch einen kleinen Sprung. Der Weg in die deutsche Luftwaffe steht offen. E. D.

Der Dr. Fritz-Todt-Preis

Eine Anerkennung hervorragender erfindertischer Leistungen

* Berlin, 29. Juli. Mitten in dem gewaltigen Ringen unseres Volkes um Sein oder Nichtsein stiftete der Führer am 8. Februar 1944 auf gemeinsamen Vorschlag des Leiters der Deutschen Arbeitsfront, Reichsorganisationsleiter Dr. Ley und des Leiters des Hauptamtes für Technik, Reichsminister Albert Speer, den Dr. Fritz-Todt-Preis zur Anerkennung hervorragender erfindertischer Leistungen.

Zweimal im Jahr, am 8. Februar dem Todestag, und am 4. September, dem Geburtstag von Dr. Todt, wird der Preis in Form einer Ehrengabe in Gold, Silber und Stahl in Verbindung mit einem Wertpreis verliehen.

Bereits am 8. Februar 1944, dem Tag der Stiftung, konnten 79 Erfinder für ihre hervorragenden Leistungen mit der neuen Auszeichnung geehrt werden. Die Stiftung des Führers war ein Symbol dafür, daß die deutschen Erfinder hervorragenden Anteil daran haben, daß unseren Soldaten die Waffen in die Hand gegeben werden können, mit denen jede Aufgabe erfüllt wird, die der kämpferische Einsatz von ihnen fordert. Deutscher Erfindergeist und kämpfende Front sind darüber hinaus durch das Wort des Führers, das für den besten Soldaten die besten Waffen geschaffen werden sollen, engstens miteinander verbunden.

Neben den Erfolgen der genial veranlagten, forschenden und schöpferischen Erfinder, tragen die bedeutenden Leistungen werktätiger Männer und Frauen durch hervorragende Verbesserungsvorschläge auf erfindertischer Grundlage dazu bei, daß der hohe Stand unserer Rüstungs- und Kriegswirtschaft auch heute noch ständig weiter entwickelt wird. Neben den heldenhaften Leistungen der kämpfenden Front sind es ebenso diese erfindertischen Leistungen und Erfolge der Heimat, die unseren Glauben an den Endsieg unerschütterlich stark machen. Der 4. September 1944, an dem gemäß der Stiftungsverfügung, zum zweitenmal in diesem Jahr erfolgreiche Erfinder und Verbesserer mit dem Dr. Fritz-Todt-Preis ausgezeichnet werden, wird erneut durch ein eindeutigen Beweis sein.

Meldungen zur Auszeichnung von hervorragenden erfindertischen Leistungen, die sich bewährt haben, kann jeder Deutsche für sich oder andere einreichen. Besonders zur Meldung verpflichtet sind die betrieblichen Erfinderbetreuer und die Beauftragten des betrieblichen Vorschlagswesens. Wo betriebliche Erfinderbetreuer oder Beauftragte für das betriebliche Vorschlagswesen nicht bestellt sind, sind zur Meldung die Betriebsführer verpflichtet. Zuständig zur Entgegennahme einer Meldung ist die Gaugeschäftsstelle des Dr. Fritz-Todt-Preises, in deren Gaubereich der Meldende seinen ständigen Wohnsitz hat. Die Anschrift zur zuständigen Gaustelle kann bei jeder Gauverwaltung der Deutschen Arbeitsfront, Gaugeschäftsstelle Dr. Fritz-Todt-Preis, erfragt werden. Bei den Gaugeschäftsstellen des Dr. Fritz-Todt-Preises kann ebenfalls der Wortlaut der Verfügung des Führers über die Stiftung des Dr. Fritz-Todt-Preises sowie die erlassenen Durchführungsbestimmungen eingesehen bzw. angefordert werden.

Der Flugverkehr der spanischen Flughäfen belief sich im vergangenen Jahre auf 3903 ankommende und 3904 abfliegende Maschinen. Insgesamt wurden 46 293 Fluggäste und 370 Tonnen Post befördert.

Im Feuer deutscher Sturmjäger:

Ganze Pulks amerikanischer Bomber abgestürzt

Leutnant Murphy W. letzter Flug nach Deutschland / Von Kriegsberichterstatter Jochen Scheurmann

(PK.) Dicht neben dem rauchenden Trümmerhaufen einer abgeschossenen „Liberator“ wurde noch völlig verstört und apathisch der USA-Leutnant Murphy W. gefangenommen, der sich als einziger Mann seiner Besatzung durch Fallschirmsprung hatte retten können. Es war sein dritter Flug nach Deutschland gewesen. Zweimal hatte ihn das Schicksal aus der deutschen Luftverteidigung entlassen lassen. Leutnant Murphy W., der 24jährige ehemalige Bankier, flog als Führer eines Schwarmes. Er war bekannt als tüchtiger Flugzeugführer, der schon manche kritische Situation gemeistert hatte.

Scheinbar unverwundbar

In eng geschlossenem Verband, in dem ein Bomber dem anderen mit seinen Bordwaffen Feuerschutz geben konnte, stießen die Terrorflieger vor. Leutnant Murphy W. war gut Dinge. Als er dann die Küste des Kontinents unter sich auftauchen sah, beschlich ihn doch ein seltsames Gefühl. Würden die gleich silberglänzenden Mückschwärme um die „Liberator“ herumtanzenden USA-Jäger sie schützen können? Dann begann die deutsche Flak zu schießen. Überall sprangen grauweiße explosive Wölkchen, die so harmlos aussehendes und doch Tod und Verderben in sich tragen. Durch die abwehrende Bewegung der „Liberator“ geriet der Pulk in Unordnung. Es bedurfte einiger Kommandos des Verbandsführers, um die aufgeregt hin- und herkurvenden Bomber wieder zusammenzuschließen. Einige hatten schon Treffer bekommen, nicht besonders schwere, aber doch solche, die die Kampfkraft schwächen. Zwei Flugzeuge fielen ganz aus. Die anderen aber setzten ihren Kurs fort. Mit Verlusten muß gerechnet werden, das weiß Murphy W. zu genau. Die Hauptsache ist, daß die Masse der Bomber ans Ziel kommt. So ähnlich jedenfalls war es ihnen bei der Einsatzbesprechung nochmals eingeschärft worden.

Zuerst schien alles zu glücken. Doch wie ein Blitz aus heiterem Himmel brach plötzlich das Unheil über den Pulk herein. Ohne daß einer der Piloten gewußt hätte, was geschah, stürzten auf einmal viele Staffeln deutscher Jäger in unerhörtem Elan gegen die festgefügte Formation der Bomber.

Murphy W. waren Jägerangriffe nichts Neues mehr. Diesmal aber war alles ganz anders, als er es bisher erlebt. Ungemütlich, harte, und unaufhaltsamer als jemals zuvor jagten die Focke-Wulf her an. Neu und unerwartet ist ihre Angriffstaktik, sie gleicht der der mit blanker Waffe vorstürmenden Infanterie.

Wie gebannt starrten die Heckschützen der Bomber auf die in Sekundenschnelle aus den Wolken stürzenden deutschen Jäger. Fest umklammern ihre Fäuste die Handhaben der Bordkanonen. Die Amerikaner schießen sofort. Doch die deutschen Jäger scheinen unverwundbar. Mitten durch die rauchigen Glimmbahnen der Leuchtschüsse fegen sie und suchen sich ihre Opfer.

Die neue Taktik

Leutnant Murphy W. fliegt verzweifelte Abwehrbewegungen. Er kurvt um sein Leben. Schweiß stiegt dem sportlich schlanken, schwarzhaarigen Mann auf der Stirn. Gerade als ein gurgelnder Schrei in der Bordverständigung das Ende des Turmschützens verrät, sieht er nur noch wie die „Liberator“ seines Freundes Jimmy, gehetzt von einer dicht hinter ihr sitzenden Focke-Wulf unvermittelt in eine Linkskurve übergeht und dann wie von einer Faust eines Riesen gepackt, senkrecht zur Erde stürzt. Zeit, um nachzuschauen, ob sich noch einige Fallschirme lösen, hat Murphy W. nicht. Denn nun hat es auch ihn gepackt. Von hinten greifen Focke-Wulf an. Krachend und splitternd fetzen ihre Garben in die mächtigen Rumpfe der Viermotorigen. Die linke Fläche von Murphy Ws. Flugzeug beginnt zu brennen. Keine Flämmchen zucken spielerisch heraus, werden

größer und größer, greifen über auf die Motoren und lassen das Ende näherücken. Aber Murphy W. mühte nicht ein so harter Sportsmann sein, wenn er jetzt den Kampf aufgab. Sechs Mann seiner Besatzung sind tot oder hängen schwer verwundet in ihren Ständen. Auch ihn selbst quält ein brennender Schmerz in der rechten Schulter. Dennoch gibt er nicht den Befehl zum Aussteigen. Er stellt die „Liberator“ auf den Kopf und stürzt. Vielleicht ist der Brand dadurch noch zu löschen. Wie beutegierige Raubtiere aber lassen die Focke-Wulf nicht ab.

Ununterbrochen kleben sie förmlich an den Viermotorigen und jagen ihnen Garben auf Garben in den Leib. Da nützt es nichts, wenn die Heckschützen schießen, was die Rohre hergeben wollen und wenn die Flugzeugführer in ihrer Todesnot alle Tricks versuchen. Ein Bomber nach dem anderen wird weggewischt und fällt brennend oder noch in der Luft zerplatzt zu Boden. Murphy W. sieht mit Entsetzen wie sein Schwarm, ja sein ganzer Pulk zersplittert und aufgerieben wird. Nur noch wenige Flugzeuge vermögen sich zu halten. Und immer noch greifen die Deutschen wie die Teufel an.

Was in den nächsten Sekunden geschah, vermag Leutnant Murphy W. nachher nicht mehr zu sagen. Erst als er blutend und erschöpft, in seinem Fallschirm verstrickt, im Geist eines Baumes hängt, kommt er wieder zu sich.

Der ganze Verband wurde bis auf das letzte Flugzeug vernichtet. Die deutschen Sturmjäger hatten aber ganze Arbeit geleistet.

Das argentinische Staatsgericht hat die Berufung des jüdischen Schießers Holzmann verworfen. Holzmann, der von der Polizei mehrerer Länder steckbrieflich verfolgt wurde, ließ sich in Argentinien nieder, nachdem er auf illegalem Wege Schmuck im Werte von mehreren Millionen Dollar ins Land geschmuggelt hatte.

DER FEURIGE GOTT
ROMAN VON H. ZERKAULEN
Edmund Boyka, Verlag, Leipzig

61. Fortsetzung)

„Das hilft nun Euer Exzellenz alles nichts, wir haben Sie erkannt und sehen es als das günstigste Zeichen an, bei unserem ersten Ausflug Deutschlands gefeiertem Dichter zu begegnen!“

Der Lärm verstummte. Die Jungen nahmen Aufstellung. Der Alte schlug den Mantel zurück, darin er sich verkroch, um unerkant zu bleiben. Er ist alt geworden, der Alte. Er war es vor einem Jahre schon, aber jetzt, im Kreise der Lützower, ist es mehr zu sehen. Durch viele Tore geht ein Mensch, bis die Wiese der blühenden Weisheit sich ihm öffnet. Alles Dringende ist durch Goethes Herz geflossen. Die Lützower wissen es. Eingefangen in sein Werk zeugt jede Stunde der Bewegung und der Stille von den Welten seiner Gedanken. Verwandelt in Klarheit hat sich der Überschwang seiner Jugend, in Erkenntnis sein Feuer, in Schau sein Wissen. Falten zittern ihm um die Augen. Dann und wann schleppen schon müde die Lider über ihre dunklen Sterne. Aber die Kraftfülle spendenden Geistes entblüht immer machtvoller den makellosen Formen, in welche Goethe sein verborgenstes Wesen einströmt, unendlich nach Tiefe und Höhe. Nur die Schwächen seiner Menschlichkeit verbinden ihn noch dem Täglichen. Trotz aller Weltgewandtheit ist die ungründliche Ein-

samkeit Gesetz und Gott über ihm. Sein Blick trägt längst das Zeichen inwendiger Ferne aus der Erwähltheit, die sich wölbt über Sehnsucht und Erfüllung im Geist unseres ewigen Volkes.

Der Alte steigt aus dem Wagen. Er berührt ein Gewehr, das sich ihm darreicht. Erschütterung zeichnet sein Gesicht, leise spricht sein Mund: „Wenn ihr jungen Vaterlandsfreier meint, daß mein Segen für eure Waffen von Erfolg sein könnte, so sei er euch hiermit von ganzem Herzen erteilt!“

Verhält es sich so?

Es verhält sich so. Die Gänge vor dem Wagen ziehen an. Der Jubel der Jungen, die marschieren, marschieren, umbräust noch lange das Ohr des Alten. Es umschwirrt ihn wie ferne Lerchenruf aus glühendem Tag.

Die Jungen aber setzen den Namen Goethe gleich Deutschland. Und sie tun recht daran. Denn ein jeglicher messe nach dem Maß seiner inwendigen Ehrfurcht! Daß es zum Guten geschehe, dafür sorgt das Metronom der flammenden Berufung.

Verhält es sich so. Und es lächelt der Feurige, daß Satanas ihn bestehen will mit einem Messer der Zeit. M. M. genannt, von eines Menschen Hand gefertigt.

So klein bleiben die Gekrönten Europas, die fürstlichen, königlichen und kaiserlichen Herren Vettern, daß sie sich des unmaßlichen großen Sieges ihrer Heere über Napoleon nicht wert erweisen. „Der Kongreß tanzt, Er geht nicht vorwärts“, schreibt der Fürst von Ligne, nachdem die siegreichen Kaiser von Österreich und von Rußland in der Schicksalslist Maria Theresias sich getroffen haben, dazu die Könige von Preußen, Dänemark, Bayern, Württem-

berg, umringt von Vertretern aller Staaten Europas. Zar Alexander, der Rätselvolle und Gesegnete, ist wieder ein Schwärmer und Frauenliebhaber geworden. Sein schönes Bild, in den Tagen ununterbrochener Feste veröffentlicht, trägt die verächtliche Unterschrift: „Er liebt für alle!“

Kaiser Franz möchte das alte Europa wieder hergestellt wissen. Zar Alexander brennt darauf, ein neues Europa alsbald zu proklamieren. Und Genuz, die Feder Metternichs, des in die volle Sonne gerückten Staatskanzlers, vermerkt: über seinen Herrn verzweifelt in sein Tagebuch: „Heute nachmittag zum Fürsten gerufen. Drei Stunden lang über affaires du coeur, nur über affaires du coeur geredet, anstatt über Europa!“ Zur gleichen Zeit schreibt der Taube an Kanka: „... alles ist Wah! Freundschaft, Königreich, Kaisertum, alles nur Nebel, den jeder Windhauch vertreibt und anders gestaltet! Womit soll ich Ihnen in meiner Kunst dienen? Sprechen Sie, wollen Sie das Selbstgespräch eines gefüchteten Königs oder den Meineld eines Usurpators besungen haben?“

Doch nicht nur die Weltgeschichte gefällt sich in der Groteske, in der tragikomischen Verkehrung von Ursache und Wirkung, von Opfer und Summe aus dessen Erfolg. Auch das Leben des einzelnen weist mehr oder weniger häufig Widersinnigkeiten von mancherlei Art auf. Waren die Beurteilungen der elementarischen Tonschöpfungen des Einsamen bisher fast immer zum Weinen, so besichert der Treppenwitz seiner Werkgeschichte ihm wenigstens einmal das bitter-süße Lachen eines mit furiösem Erfolg beschenkten, als dieser selbst einen solchen am wenigsten für sich in Anspruch nimmt. Schuld hat die

Ueberbelichtung der besonderen Zeitumstände jener Tage. Der Nachgeborene rückt — billig genug aus dem Abstand — die Vergrößerung jener äußeren Aufnahme sachte voll schuldiger Ehrfurcht in das mögliche Maß des harmonischen Wertes eines Teiles zum Ganzen.

Nicht die Monatssonate noch die Appassionata, weder die Eroica noch die gewaltige C-moll, weder der Fidelio noch eine einzige der Leonoren Ouvertüren, auch keines der Quartette, den Fürsten Lichnowsky und Rasumowsky gewidmet, haben des Meisters Tagesrhythmus aus dem Munde seiner Zeitgenossen zu begründen vermocht. Dies allein bleibt der Schlachtsinfonie vorbehalten auf Wellingtons Sieg bei Vittoria. Scheu blickt Ludwig van Beethoven auf das brausende Lob seines Namens in allen Gazetten. Ist es möglich? Fragt der äußere Glanz wahrhaftig nicht nach dem Wunden schlagenden Titanenkampf inwendigen Ringens? Muß eines Menschen Ringen mit Pauken und Drommeten sich dartun, um sichtbar und strahlend die flüchtige Krone des flüchtigen Tages auf seinem Haupte zu fühlen?

Ja, senke dein Haupt, du großer Zorniger, denn die Kongreßstadt weiß keinen besseren Kompositur in ihren Mauern für den ehrenvollen Auftrag einer Kantate zum Willkomm der erlauchten Herrschaften als dich, Ludwig van Beethoven. Verherrliche in Tönen die grausame Dichtung „Der glorreiche Augenblick!“ Es winkt dafür die Auszeichnung durch das Ehrenbürgerdiplom der Stadt Wien!

Aus Berlin wandert indes ein Brief Karl Friedrich Zelters nach Weimar in das Haus am Frauenplan: „Beethoven hat eine Schlachtsinfonie gemacht, wo-

man so taub werden kann, als er selbst ist. Nun wissen die Weiber auf ein Haar, wie es in einer Schlacht hergeht, wenn auch schon lange niemand mehr begreift, was Musik ist.“ Gut. Das ist die alte, gewohnte Gegnerschaft. Was aber nicht den gleichen Zelter an, anderntags bereits der Exzellenz eiligt zu berichten: „Gestern abend wurde die Beethovensche Schlachtsinfonie auf dem Theater wiederholt, und ich hörte sie aus der weitesten Ferne am Ende des Parterres, wo sie ohne alle betäubende Wirkung ist und mich ergriffen und erschütter hat. Das Orchester arbeitet wie ein Schlachtgetümmel. Die Armeen scheinen handgemein zu werden. Sturm laufen auf Karrees und dergleichen wachsen bis zum höchsten Punkte. Eine Armee weicht, die andere folgt, erst hitzig und nah, dann entfernt. Wie aus dem Boden dumof und geheimnisvoll, tönt traurig das Air de Marlborough, darauf Vittoria der Sieger, zuletzt ein komplettes, lebhaftes Siegestück. Dies alles hängt wirklich gar gut aneinander. Gestern hat es mir ungemein Spaß gemacht. Auch war die Aufführung prächtig, wobei wohl auch zwanzig Violinen mehr nicht zuviel gewesen wären. Vivat Genius, und hol der Teufel alle Kritik!“

Recke dein Haupt, du großer Zorniger, denn es lobt dich dein Gegner.

Nun, der Meister wird Zelters Tadel und Zelters Lob niemals zu Gesicht bekommen. Auch ist seine Selbsteinschätzung so wahrhaftig wie jegliche Note seines Schaffens. Des zum Zeichen lacht zwischen den Zeilen eines Briefchens an einen alten Freund ein verstecktes Lachen voller Humoren eigener Verspottung, dazu leiser Beschämung:

(Fortsetzung folgt)

„Frau Geheimrat“

Titel, Dienstgrad- und Berufsbezeichnungen sind ein Ausdruck der beruflichen Stellung oder eine Anerkennung der fachlichen Leistung.

Titel und Dienstgrade sind deshalb auch an die Person dessen gebunden, dem sie zuerkannt sind; sie müssen verdient werden und sind weder erblich noch übertragbar.

Für die „Frau Geheimrat“ aber, die „Frau Major“ oder die „Frau Oberrevisor“, die mit dem Titel oder der Berufsbezeichnung ihres Mannes ange- redet wird, fehlt uns jedes Verständnis; sie wirkt wie ein Ueberbleibsel aus einer Zeit, die an Aeußerlichkeiten hing und mit Schnörkeln und Verzierungen die wahre Form der Dinge verdeckte.

Dieser Appell richtet sich nicht so sehr an die selber betroffenen Frauen, als an alle jene Volksgenossen, die aus Gewohnheit oder falsch angewandter Höflichkeit noch immer diese Frauen mit den Titeln des Mannes ansprechen.

KLEINE STADTNACHRICHTEN

Die Verdunkelung dauert von heute 22.06 bis morgen 5.37 Uhr.

Die Feuerschutzpolizei löschte dieser Tage in einem Hause des Adolf-Hitler-Platzes einen Schornsteinbrand. Schaden ist nicht entstanden.

Am Staatlichen Berufspädagogischen Institut in Straßburg beginnt am 1. November das Wintersemester. Insbesondere sollen auch kriegsversehrte Handwerker zu Gewerbe- oder Handelslehren umgeschult bzw. ausgebildet werden.

Die Feldpost arbeitet so schnell wie möglich

Täglich 21 Millionen Feldpostsendungen — Schwierigkeiten, die jeder kennen muß

An der ganzen Feldpost interessieren uns vor allem zwei Dinge: Daß wir so oft und so schnell es geht, eine Nachricht von der Front erhalten, und daß unsere Briefe und Grüße an die Front auf schnellstem Wege und sicher in die Hände des Frontsoldaten gelangen.

Wir wären etwas vorsichtiger in unserem Urteil, wenn wir wüßten, wie weit und wie schwierig der Weg zu überwinden ist, ehe er in die Hände des Empfängers gelangt.

Bei den Truppenverschiebungen und Änderungen von Feldpostnummern ist das eine schwierige Arbeit. Dazu kommen die Kriegsumstände in der Heimat: Der Luftterror macht vor den Feldpost-sammelstellen nicht halt, neue Unter-künfte müssen eingerichtet werden.

Von der Feldpostbearbeitungsstelle gehen die Sendungen zu den an den Grenzen liegenden Postleitzentren. Das sagt sich jedoch einfacher, als es getan ist. Umleitungen, Zerstörungen von Bahnhöfen usw. verursachen oft unvorhergesehene Verzögerungen.

Sind bis dahin jedoch die Eisenbahnverbindungen in der Regel günstig, so ist die Weiterbeförderung hinter der Grenze oft mit vielen Schwierigkeiten verbunden.

Wenn zahlreiche Feldpostbeamte hohe Auszeichnungen tragen, so spricht das für ihre getreue Dienstauffassung; sie verteidigen ihre Ladungen gegen Bandenüberfälle oder feindliche Fallschirmjäger oft mit der Waffe und unter Einsatz ihres Lebens.

Postholer der Truppe, die die für ihre Einheiten bestimmten Postsäcke von den Feldpostämtern abholen, sind nicht selten Gefahren ausgesetzt, und Verluste lassen sich dabei nicht vermeiden.

Die Verbindung zwischen Front und Heimat geht meist etwas schneller, weil hier die Feldpostnummer und die damit verbundene Mehrarbeit entfallen.

Mit der Angelrute auf Jagd

Warum beißt der Hecht nicht? — Magere und fette Tage — Kleine Rätsel der Natur

Immer wieder war das klatschende Geräusch des großen Raubfisches zu hören. Bald hier, bald da zogen sich die Wellenkreise, während kleine Fische in hastiger Flucht, manchmal durch die Luft springend, eilig das Weiße suchten.

Also rasch ans Hechtvorfach. Nach wenigen Minuten sehen wir den dicken Köker verschwinden, und knarrend zieht ein starker Fisch die Schnur von der Rolle. Erregt schlagen wir an, aber nichts! — nichts, als der boshafte Schneider, abgeledert und mit deutlichen Bissen scharfer Hechtzähne versehen, hängt an der Angel.

Die Beißlust der Fische ist ein Rätsel der Natur, die Psychologie dieser Wesen noch wenig erforscht trotz alledem haben sie offensichtlich eine Seele.

Fische lebhaft an die Angel. Jedoch plötzlich halte durch die Stille der Luft das Heulen der Sirene: Vorwarnung. Mit diesem Moment hörten die Fische auf zu beißen.

Der Lärm hat die Fische erschreckt, sagte ein Alter, der gegenüber am anderen Ufer angelte, packte ärgerlich sein Gerät zusammen und ging nach Hause.

Wie abgerissen, kein Biß mehr. Der Alte schien, so unglaublich uns das vor-kam, recht behalten. Der Lärm hatte die Fische erschreckt.

Nachdem Wochen vergangen waren, sollten wir ganz unerwartet, auch mit den „ausgekochten“ Hechten auf unsere Rechnung kommen. Eines Tages erwachte plötzlich ihre wahre Beißlust, gierig fraßen sie unansehnliche Köderfische, wo sie sonst die fettesten Gründlinge verschmäht hatten, und rissen sich förmlich darum, so rasch als möglich an die Angel zu geraten.

Warum bissen sie plötzlich so heftig, daß ihnen die Haken bis weit in den Schlund staken oder gar die Kiemen zerrissen?

Ein paar Zahlen sollen die Leistungen der Feldpost noch unterstreichen: In einem Monat werden von den Feldpostbearbeitungsstellen in der Heimat 1 350 000 Beutel mit rund 425 Millionen Sendungen abgefertigt und in der gleichen Zeit von den Feldpostdienststellen der Front 750 000 Beutel mit rund 207 Millionen Briefen und Päckchen.

Der Telegrammdienst an die Front ist im letzten Jahr um mehr als 60 vH. gestiegen, was durch die Terrorangriffe im Heimatgebiet bedingt ist.

Hütet euch vor dem Wundstarrkrampf!

Erdbeschnittene Wunden sind gefährlich

Bei Arbeiten auf dem Lande, im Garten oder im Siedlungsgelände lassen sich oft Verletzungen nicht vermeiden. Allgemein werden sie nicht ernst genommen. Und doch muß einmal darauf hingewiesen werden, daß das richtige Verhalten der Verletzten bei Wunden, die mit Erde oder Staub in Berührung gekommen sind, eine besondere Rolle spielt.

Die Gefahren einer mit Erde verunreinigten Wunde sind außerordentlich groß, hauptsächlich dann, wenn der Verletzte seine Wunde nicht weiter beachtet. Mittel- oder unmittelbar besteht die Gefahr, daß der Verwundete vom Starrkrampf befallen wird, da die Wundstarr-

krampfbazillen, die Tetanusbakterien, hauptsächlich im Erdreich haften. Wie wichtig die Bekämpfung des Wundstarrkrampfes ist, haben in früheren wie im gegenwärtigen Weltkriege unsere Soldaten erkennen müssen.

Auch wir in der Heimat haben die Pflicht, unsere Gesundheit zu erhalten. Denn unsere Schaffenskraft ist genau so notwendig, wie die Kampfkraft unserer Truppe. Es ergeht deshalb an alle Volksgenossen der Ruf, erbeschnittene Wunden nicht unbeachtet zu lassen.

Die Schönsten sind meistens giftig

Vorsicht beim Sammeln von Pilzen

Pilzvergiftungen, von denen oft ganze Familien betroffen werden, und die nicht selten tödlich verlaufen, kommen alljährlich vor. Wer Pilze sammelt, sollte nur solche Arten nehmen, die ihm sicher als essbar bekannt sind.

Es gibt aber noch eine Reihe anderer Giftpilze, deren Genuß verhängnisvolle Folgen haben kann. So sind in den letzten Jahren zahlreiche Vergiftungen durch den Pantherpilz verursacht worden, der mit dem essbaren Perlpilz verwechselt wurde.

Um die Kenntnis der Pilze zu verbreiten und damit der Gefahr der Pilzvergiftung nach Möglichkeit entgegenzuwirken, hat das Reichsgesundheitsamt einen Ueberblick über die wichtigsten essbaren und schädlichen Pilze in gemeinverständlicher Darstellung im Pilzmerkblatt gegeben, das unter Mitwir-

kung des botanischen Museums in Berlin-Dahlem und der deutschen Gesellschaft für Pilzkunde in Darmstadt bearbeitet wurde und durch den Buchhandel zu beziehen ist.

Zeigen sich nach dem Genuß von Pilzen Erscheinungen, die den Verdacht einer Vergiftung erregen, so versäume man keine Zeit, für ärztliche Hilfe zu sorgen. Bis solche zur Stelle ist, muß

man sich bemühen, das Gift aus dem Magen zu entfernen. Falls Erbrechen nicht bereits erfolgt ist, rufe man es dadurch hervor, daß ein Finger tief in den Rachen gesteckt wird.

Neue Filme

„Akrobat schön-ön“

Ein Film mit Charlie Rivel, dem weltberühmten Artisten und großen Künstler — eine Grotteske großer Stils, wie wir sie seit langem nicht mehr im deutschen Film gesehen haben!

„Die Jungfern von Bischofsberg“ Gerhart Hauptmann nennt sein in den ersten Jahren des Jahrhunderts geschriebenes Stück gleichen Namens ein Lustspiel — das heißt im Sinne jener Zeit sowie wie ein satirisches Gesellschaftsstück — und so verzieht man es den Drehbuchautoren, die daraus einen Film gemacht haben, da ja nun ein Lustspiel für unsere Augen daraus werden sollte, daß sie aus der Satire eine Karikatur machen und das Gesellschaftsstück zur Historie werden lassen.

als Hilfsmittel zur Charakterisierung herangezogen wird.

Der eigentliche Held des Films ist zweifellos der Oberlehrer Dr. Nast — eine Karikatur aller Theater- und wirklichen Oberlehrer der Jahrhundertwende.

„Die Jungfern von Bischofsberg“

Gerhart Hauptmann nennt sein in den ersten Jahren des Jahrhunderts geschriebenes Stück gleichen Namens ein Lustspiel — das heißt im Sinne jener Zeit sowie wie ein satirisches Gesellschaftsstück — und so verzieht man es den Drehbuchautoren, die daraus einen Film gemacht haben, da ja nun ein Lustspiel für unsere Augen daraus werden sollte, daß sie aus der Satire eine Karikatur machen und das Gesellschaftsstück zur Historie werden lassen.

Entscheidende wörtlich im Dialog übernommen, man hat oftmals das Empfinden des Theaterspiels mit Auftritt und Stichwort, wie immer, wenn im Film der Dialog eine Eigenbedeutung gewinnt und

Weit siehst du schon des Fahrzeugs Licht, der Fahrzeugführer sieht dich nicht!

Rheinwasserstand vom Samstag. — Konstanz 418; Rheinfelden 276 (282); Breisach 252 (252); Straßburg 310 (312); Karlsruhe 473 (475); Mannheim 355 (360); Caub 239 (255).

DAS RUNDFUNKPROGRAMM

Sonntag, 30. Juli. Reliopsprogramm: 8.00—8.30 Uhr: Herbert Haas spielt von Heinrich Spitta, Pachelbel und Bach auf einer alten Silbermann-Orgel.

Parteiliche Bekanntmachungen

NSF — DEUTSCHES FRAUENWERK Ortsfrauenschaftsleitung Adolf-Hitler-Platz. Dienstag, 1. August, 20 Uhr, findet in der Ortsgruppe ein Heimabend für alle Abteilungsleiterinnen, Zellen- und Blockfrauenschaftsleiterinnen statt.

DAS TAPFERE HERZ

Frauenbriefe der Liebe an deutsche Soldaten, ausgewählt von August Straub

„Du bist min, ich bin din, des solt du gewiß sin. Du bist beslozen in minem Herzen, verloren ist daz Slüz-zelin; du muost och immer darinnen sin.“
Diese wunderbar innigen Zeilen aus einem Liebesbrief um 1170 sind Vorbild geworden für alle späteren Briefe fraulicher Liebe, insbesondere für solche, die ins Feld geschickt worden sind, um dem Liebsten zu sagen, daß man wenigstens in Gedanken immer bei ihm weilt und Gefahr und Not mit ihm teilen möchte. Gar manches steht da geschrieben, daß die Frau im leiblichen Beisammensein niemals laut gesagt haben würde. Aber im Brief muß das Wort an die Stelle eines lieben Blickes, eines Streifens über das Haar oder eines herzlichen Seufzers treten. In der äußeren Form gleichen sich die Briefe aus den verschiedenen Jahrhunderten oft wenig. Der Stil der Anrede des 16. und 17. Jahrhunderts ist uns nicht mehr geläufig, aber der Gefühlsgehalt auch dieser Briefe berührt uns so warm als wären sie heute geschrieben. Man vermißt vielleicht manchen Namen in dieser Auswahl — die Gattinnen Scharnhorsts, Blüchers, Moltkes und anderer. Feldpostbriefe von ihrer Hand sind nicht erhalten geblieben.
Was aus den Zeugnissen der Vergangenheit spricht, Liebe und Tapferkeit des Herzens, adelt auch zahllose deutsche Frauenbriefe unserer Tage, und manche von diesen mögen einmal die kommenden Geschlechter ähnlich erheben und anfeuern wie uns die Seelendokumente der früheren Geschichte.

... Auch Hertzliebster, wie Ew. Gnaden auch wieder schreiben des Krieges halber und ich den lieben Gott fleißig bitten soll, daß sich doch der Krieg zu einem guten Ende schicken soll, wie ich dann den lieben Gott von ganzem Herzen fleißig darumb bitten tu, obgleich das Hertze mitunter matt ist, so schadt es ihm darumb gar nichts... Es tut mir von Herten wol gefallen, in meiner Schwachheit, daß Ew. Gnaden die Krammetsvögel so angenehme sind gewest. Wenn Ew. Gnaden schreiben, daß ich die Vogel soll mithelfen vertzeren, so hertzliebster Mann, wanns sich hätte erzielen können, so weit wann ich nicht hätte können gehen zu Fuße, so wollte ich darzu gekrochen sein. Das sollen Ew. Gnaden mir gänzlich glauben.
Grimmenstein, 11. Februar 1547.
... Ich will Ew. Gnaden auch freundlich nicht verbergen, daß das Bild, das mir Ew. Gnaden zum neuen Jahr geschenkt hat, mir nimmer auf dem Brustlatze bleiben will, sondern es kraucht mir immer zum Hertzgrüben hinein. Was es bedeuten tut, das weiß ich nicht...
7. Februar 1749.

Schreiberin dieser Briefe, Sybilla Herzogin von Sachsen, 1526 als blutjunges Mädchen dem sächsischen Kurprinzen Johann Friedrich angetraut, sitzt zwei Jahrzehnte später in Herzseinsamkeit auf der kursächsischen Burg und wartet „seiner fröhlichen Wiederkunft“. Indes „die andern alle vertzagen wollten, hot sie festgehalten“, wenn sie sich bisweilen auch schon „gantz kalt“ vorkam. Ihrem tapferen Herzen ward endlich der Lohn, als der Gemahl nach siebenjähriger Kriegsgefangenschaft in ihre Arme zurückkehrte.

Mein hertzallerliebster Herr! Mit größter Vergnügung hab' ich dein mir liebes Brieflein empfangen und mit tausend Freuden daraus gehört, daß es sich gottlob gebessert hat mit ihm. Ich höre wohl gern, daß Er wieder fortkam, denn ich hab' gar nicht gezeitelt, daß ihm seine Well' erschrecklich lang dort sein würde. Hätte es sein können, als wie ich mir's in meinem Herzen gewünscht, so wär' ich wohl bei ihm gewesen. Ich bitte ihn aber, seine Geschäfte in Wien zu befordern, damit Er bald wieder zu mir kommen kann...
Datum Prag, den 10. August 1624.
Die kleine Gräfin Harrach, Gemahlin des großen Feldherrn des Dreißigjährigen Krieges, bedeutet dem in so vielen Zügen rätselvollen Gatten das einzige milde Licht. Als Wallenstein, verraten von seinen Offizieren, verlassen von seinen Truppen, zu Eger fällt, erlischt auch ihre zarte Lebensflamme in der Vergessenheit.

Bis jetzt habe ich noch keine Nachricht von Dir erhalten, mein lieber Mann, aber ich hoffe diesen Abend sicher eine zu empfangen, weil ich ausgerechnet habe, daß ich schon welche aus Futak haben kann, wenn Du am Mittwoch dort angekommen bist, wie Du es Dir vorgenommen hast. Ich kann den Augenblick nicht erwarten, Deine Handschrift wiederzusehen... Dein Weibchen, die Dich von ganzem Herzen liebt, küßt Dich tausendmal in Gedanken und denkt unaufhörlich an Dich.
Wien, 29. März 1788.
Die erst zwanzigjährige Prinzessin Elisabeth von Württemberg an ihren Gemahl Erzherzog Franz von Österreich, der kurz nach der Hochzeit in den Türkenkrieg ziehen muß. Um der Geburt

eines Kindes willen hat der junge Kriegsmann, zwei Jahre später zum letzten Kaiser des Ersten Reiches gekrönt, seine Gemahlin nie wieder gesehen. Sie sank in die Gruft der Habsburger bei den Kapuzinern in Wien. Ein dünnes Päcklein Briefe ist alles, was ihm geblieben war.

Jena, 13. Mai 1793.
Lieber, ich wünsche Dir, daß Du glücklich angekommen bist. Mit dem August geht es sehr gut. Der Herr Hofrat hat gesagt, daß wir den 17. Mai wieder nach Weimar zurückkehren könnten. Du wirst Dich freuen, wenn Du wieder zurückkommst, und ihn gar nicht von Blättern verändert siehst. Gestern sind wir in Burgun gewesen, da hat mir die Gegend sehr wohl gefallen, die Saale und die schönen Berge und die Dörfchen. Ich sehe hier viel Neues, aber ich wünsche mir nur immer, daß ich das alles mit Dir sehen könnte. Ich will aber immer denken, daß die schönen Stunden auch wiederkommen... Behalt' mich lieb und denk' an mich. Christel.

So schreibt Christiana an Goethe ins Feld, der an der Seite seines herzoglichen Freunds in der Kampagne in Frankreich gegen die Revolutionsarmee steht.

Darmstadt, 1. 6. 1793.
Guten Abend, lieber, guter Freund! Ich schreibe in Vaters Hause, um Ihnen für die schnelle Pünktlichkeit zu danken, mit der Sie mir das Neueste über das unglückliche Gefecht mitgeteilt haben...
Stettin, 20. Oktober 1806.
... Nein, solch ein Volk gibt es nicht mehr. 12000 Bürger wollen sich bewaffnen, und 1500 von den Vornehmsten außer den 12000 sind ebenfalls bereit, Dir zu folgen und für Dich zu fechten. Die Nachricht der unglückseligen Bataille, statt sie niederzuschlagen, hat sie nur noch mehr erbittert gegen den Feind und ihre Anhänglichkeit, Ergebenheit für Dich, für ihren König und Vaterland noch vermehrt. Es ist unbeschreiblich, was sie Dich lieben, alle Aufopferung bereit zu bringen, ihr Gut und Blut. Benutze die Gelegenheit ja, es kann was Großes herauskommen! Nur um Gottes willen keinen schändlichen Frieden! Der Augenblick ist kostbar, handle, wirke, schaffe, überall wirst Du im Lande guten Willen und Unterstützung finden... Ein weiter und zeitlich doch so kurzer Weg der helteren Darmstädter Prinzessin zur Königin von Preußen, von dem Briefchen, das sie an den heimlich Verlobten an die Front in Frankreich

schreibt, bis zu den unsterblichen Briefen, mit denen Luise dem König, dessen Herz geschlagen ist, neuen Mut einflößt. Das Schicksal hat es anders gewollt. Aber die tapfere Leidgefährtin ist, mehr noch als die anmutige Frau, im deutschen Volksgemüt aufgerstanden, und ihr Geist schwebte den Befreiungsheeren voraus.
Weidling, am 14. August 1813.
Lieber, lieber Theodor!
Ich bin heute so konfus, daß ich nicht einmal Deinen Namen ordentlich schreiben kann. Es ist alles so traurig, so ängstlich hier, des Krieges wegen, und ich meines Abschieds wegen. Ich habe hier so gute, lebenswürdige Menschen gefunden, von denen ich ungern mich trenne, um so mehr, da ich ohne Eitelkeit sagen darf, daß sie uns vermissen werden, und übermorgen muß ich schon wieder nach Wien... Wir sind alle sehr wohl, nur bekümmert uns noch sehr Deine Wunde. Gott helle sie bald und erhalte Deine Liebe Deiner Toni.
...Noch einen Kuß! und wenn's der letzte bleibe! So elte Theodor Körner zu den Lützowschen Freischaren. Einmal verwundet, fiel er als Leutnant am 26. August bei Gadebusch, wenige Tage, nachdem die geliebte Frau diesen einzig erhaltenen Brief aus der Sommerfrische geschrieben hatte, durch den ein seltsames Ahnen zu gehen scheint. Die tapfere Toni Adamberger hat rückblickend ihr Leid beschrieben: „Es ist glühendes Erz, geschmolzen und zermalmt, woraus ein Schild geschmiedet wurde gegen alle nachkommenden moralischen Leiden.“



Alte deutsche Baukultur in Neuweier im Elsaß. Foto Spohner

Die Blumen der Vergangenheit

Von Walter Persich

Die schmale, pastellfarbene Grazie langstieliger im Winde sich wiegender Tulpen — so war ihre Erscheinung, so war auch ihr Wesen.
So hatte er sie gemalt, Maria Hoek: ein nordisches Mädchen, das sich zu einem Rondell von hundert Tulpen niederbeugt, Tulpen aller Farben und Schattierungen, vom blassesten Gelb bis zum schwarzen Rot, und alle kühl und anmutvoll. Am gelungensten wirkten ihre Hände auf dem Bild, außergewöhnlich kleine Hände, deren Haut das Licht aufnahm wie das Blütenblatt eines Tulpenkelches es an sich trägt, waren ein Kunstwerk für sich. Um einen Begriff von diesem Menschenkind zu entwickeln, müßte man versuchen, mit Worten den leichtgespannten Bogen des Mundes zu zeichnen, an dem sich die schmale oft abweisende Unterlippe fein wie eine Sehnenlinie dahinzog, oder die Augen, dunkle Augen, deren Kontrast zu dem tiefblonden Haar das Unalltägliche an diesem Weibe noch unterstrich, und vieles mehr.
Nachdem sie endlich zu ihm gekommen war und sich hatte malen lassen, hatte Einar Sören sie geküßt, er hatte sie Tulpane genannt, über ihr sei vom Schicksal ein ewiger Frühling gezeichnet, und sie könne nur Tulpane heißen, seine Tulpane. Und er, eigentlich ja in seiner Breitschultrigkeit ein Bär, begänne richtig zu träumen, er verwandle sich in einen Falter, der, angezogen von den bezaubernden Farben und dem lichten Glanz ihres Blühens, sich auf ihren Kelchrand niederlasse und ihre Blüte küsse, immer wieder küsse — in einem zarten gleitenden Schmetterlingskuß, so — Er machte es Maria vor, wie ein Falter eine Tulpane küssen möge, da hinhuschend und auch wieder mit einer schmeichlerischen, tändelnden Innigkeit. Das war ihr Spiel, ein Spiel, bei dem Einar Sören wirklich einmal daran dachte, daß Liebe eigentlich gar kein Spiel, sondern ein Gottesdienst sei.
Wie er aber nun war, Einar Sören, er vergaß das zu Zeiten. Er vergaß sogar, sich einige Wochen um Maria Hoek zu

kümmern, denn über eines hatte er in all seinem Denken sich gar keine Gedanken gemacht, darüber, daß es für Maria Hoek die ersten Küsse ihres Lebens waren. Maria Hoek hatte diese Küsse tief erlebt und an ihnen einen großen Glauben aufgerichtet, und dieser Glaube zerrann in nichts, als sie — unbemerkt von ihm, Einar Sören am Arm einer von Dunkelheit strahlenden Frau im Theater und Konzert sah und man ganz offen in ihrer Nähe etwas abfällig und zugleich etwas neiderfüllt von der neuesten Eroberung Einar Sören sprach. Maria verlor das Lachen, das bis dahin ihre Tage begleitet hatte, und es schien eine Zeit, als verlöre das Blühen dieses jungen Mädchens an Kraft und Farbe und Liebreiz.
Einar Sören war sehr beschäftigt mit seiner neuen Eroberung, vor allem damit, einige noch neuere aber weniger bedeutende Eroberungen vor dieser zu verbergen, und als alles eines schönen Tages zu jenen peinlichen Szenen führte, die er auf den Tod nicht leiden konnte, fühlte er sich sehr einsam, und er sah, daß es Hochsommer geworden war. Jetzt erinnerte er sich Marias wieder. Er rief bei ihr zu Hause an. Niemand meldete sich. Dann fiel ihm ein, daß Jens Peter Baggen, als er ihm das Bild zu einem sehr anständigen Preise abge-

kauft hatte, heißfüßig die Frage nach dem Original gestellt hatte, und Einar, großmütig und dessen gewiß, auf Maria einen unauslöschlichen Eindruck gemacht zu haben, hatte ihm sogar bei einer Bilderausstellung das Bekanntwerden mit Maria vermittelt.
Jens Peter Baggen saß in seinem großen Kontor oberhalb des Hafens, Baggen lächelte, als sich Einar nach Maria Hoek erkundigte. Sie wolle seit einiger Zeit zur Erholung in einem entlegenen Gebirgsort, und nachher wolle sie in Wien und München einige Theaterstudien machen, also in diesem Jahr käme sie wohl nicht zurück.
Später, sehr viel später, ist dann Einar Sören die Bedeutung des sonderbaren Lächelns von Jens Peter Baggens aufgegangen — aber da war alles schon unabänderlich, denn Jens Peter Baggen, hatte Maria Hoek ein reizendes kleines Haus erbaudet und sie geheiratet. Einar Sören hatte einen vergeblichen Versuch unternommen, Maria Hoek von solchem Unfug, wie er es nannte, abzubringen. Ein Kaufmann, hatte er ihr gesagt, könne niemals die bizarre kühle Anmut ihres Wesens, die frigide und dennoch lockende Grazie ihres Schreitens würdigen, ja, wie solle der darauf verfallenen Blüte mit einem Schmetterlingskuß zu huldigen? Einar Sören fand diese

Ehe darum absurd, weil schließlich er, wie er inzwischen erkannt hatte, Maria liebte, weil es ihn zu ihr trieb, weil sein Herz, sein Blut und all seine Sinne nach ihr schrien, jawohl schrien — und da der schmalschöne Bogensehnenmund, unter einem verborgenen Schmerz lächelnd, das Wort „Zu spät“ sprach und damit die kaum vernarbte Verwundung eines jungfräulichen Herzens allzu deutlich bekannte, zugleich aber viel Rühmenswertes und Rührendes und sogar nun ehrlich und tief Liebendes von Jens Peter Baggen sprach, so zog Einar sich von seiner geliebten Tulpane zurück und überließ sie der Oede ihres hausbackenen Glücks. Anderes als ein hausbackenes Glück ohne jeden Aufschwung, ohne jede innere elektrisierende Spannung eines Persönlichkeitskampfes zwischen Weib und Mann konnte es ja nicht werden.
Ein paar Jahre trieb Einar Sören sich in der Welt herum. Vor allem lebte und liebte er recht kräftig, nur so richtig berühmt wurde er nie, eher genoß er Ruhm als Lebemann.
Die Jahre gingen ins Land und dann geriet dieser sonst doch recht wählerische Einar Sören an eine füllige, allerdings immer noch als schön anzuspätschende Brünette, die ihm jeden Wunsch von den Augen abließ, ihn auf Schritt und Tritt begleitete und sich und ihn überall als alsbaldiges junges Eheglück mit ebensoviel Zärtlichkeit wie Konsequenz ins Gerede brachte.
Um diese Zeit war es, daß Einar Sören ein berühmter Mann wurde, just durch jenes Tulpanenbild aus seiner ersten Schaffensperiode. Man hatte Jens Peter Baggen bestürmt, das Gemälde für eine Ausstellung von Werken zeitgenössischer Maler auszuleihen. Da man ihn sehr bedrängte, hatte Baggen endlich widerstrebend eingewilligt — dem Tulpanengemälde wurde der erste Preis zuerkannt, eine für Einar Sören beträchtliche und willkommene Summe. Einar Sören war ein gemachter Mann, ein mit Ehrungen überhäufter Künstler — er mußte sich also wohl bei Jens Peter Baggens bedanken, denn ohne ihn hätten die Aussteller dieses Gemälde ja nicht aufhängen dürfen. Einar Sören wäre eine Null geblieben. So kam er mit seiner zukünftigen Gattin denn zum ersten Male in das Haus des einstigen Freundes.
Die anderen Menschen waren zu sehr mit dem Austausch von Begrüßungen beschäftigt, um Einar Sören's Fassungslosigkeit und das Lächeln des Bogensehnenmundes zu bemerken, und das war gut. Einar Sören starrte Maria Baggen wie eine Erscheinung aus der Traumwelt an. Dann beugte er sich über ihre Hand, die, wenn überhaupt sie sich verändert hatte, nur ausdrucksvoller und vielleicht schwebender geworden war.
Erst bei dem spätabendlichen Glase Wein lockerte sich seine Zunge. Er betrachtete nochmals Baggen, der recht grau geworden war, sonst aber voll Spannkraft geblieben war, und dann Maria, von der gewiß niemand mehr behauptet hätte, sie sei ein junges Mädchen, an der dennoch die Jahre vorübergegangen zu sein schienen, ohne ihrem Wesen auch nur einen Hauch des Tulpanischen zu rauben. Sie saß dort in ihrem damastbezogenen Chippendale-sessel mit jener kühlen und dennoch gefangen nehmenden Anmut wie einst das kaum ahnende Mädchen ihm gegenübergesessen hatte, und wenn in ihr Gesicht hie und da eine neue Linie sich eingezeichnet hatte, so wirkten solche Linien doch nur wie eine Unterstreichung eines klaren Lächelns, das über die erlittenen Schmerzen des eigenen Herzens eben nur eines lächeln kann, lächeln im tiefsten Wissen und aus einem Grunde, der „unberührt“ im keuschesten Sinne des Fraulichen geblieben ist. Einar Sören empfand einen Wunsch mit brennender Kraft, aber er wußte, daß er diesen Wunsch niemals würde ausprechen dürfen, ohne sich in die größte Gefahr seines Lebens zu begeben: sich für alle Zeit in eine ohnehin niemals erlöschende Liebe zu verlieren, und darum mußte er schnell ein bißchen spotten. Der Schmuck des Tisches waren unzählige Tulpen. Einar wandte sich Jens Peter Baggens zu. „Blühen eigentlich Tulpen zweimal?“ fragte er.
Die Bogensehne über dem rund und willensstark gewölbten Kinn ihm gegenüber, das er, von unten aufschauend, eben sehen konnte, denn bis zu den Augen hob er den Blick nicht, die Bogensehne spannte sich und bewegte sich ein wenig seitlich, und nun wurde sie wieder ein Lächeln, das Baggens galt.
„Tulpen“, erwiderte Baggen, „blühen sehr lange, Einar.“ Ich bin zwar kein Gärtner, aber ich glaube, sie blühen so ziemlich am längsten von allen Blumen — bei richtiger Pflege. Während Rosen, beispielsweise, die ja, genau genommen viel anspruchsloser sind, sehr gern zweimal blühen...“
Er hatte dabei Einar Sören nochmals das Glas gefüllt und so war es denn nichts anderes als eine den Blumen geltende Unterhaltung zweier alter Freunde. Die Frage mußte durchaus nicht Maria gelten, die vor langer Zeit von Einar Sören Tulpane genannt worden war, sie mußte also auch keine verspätete Huldigung sein, und die Antwort mußte nicht ein bißchen mit der allerneuesten Eroberung Einar Sören's zu tun haben, mit dieser etwas fülligen und dem Anschein sehr lebenserfahrenen, wenn gleich noch immer schönen Dame in ihrer bereitslich späten Blüte.

Ein Reich kann nur dann gesund und kräftig sein, wenn es als Träger ein starkes Bauerntum und ein kräftiges Soldatentum hat. Pflug und Schwert gehören seit Jahrhunderten zusammen und sind auch heute noch nicht zu trennen. Die Geschichte hat immer wieder bewiesen, daß, wer den Pflug zu führen weiß, auch mit dem Schwerte umgehen kann. Menschen, die die fundamentale Bedeutung des Bauerntums nicht erkennen oder nicht erkennen wollen, haben den heutigen Staat noch nicht verstanden. Ich selbst bin Soldat und bin und bleibe Bauer!
Heinrich Himmler

„PEER GYNT“ / Erinnerungen an Dietrich Eckart, erzählt von Carl Clewing

Im Jahre 1912 hatte sich unser Chef, der Generalintendant der Königl. Schauspielerei, Graf Hülsen, Exzellenz, entschlossen, Ibsens »Peer Gynt« für die Deutsche Bühne gestaltet von Dietrich Eckart aufzuführen.

Mir war es eine große Freude, daß er mit Auffassung und Darstellung der Rolle des »Peer«, wie ich sie mir zu rechtgelegt hatte, durchaus einverstanden war.



48 Peer Gynt

Ich selbst habe den Eckartschen »Peer Gynt« am Schauspielhaus und auf Gastspielen wohl über dreihundertmal gespielt.

Eines Tages wurde mir vom Dramaturgen des Schauspielers der »Peer Gynt« zugeschickt, wie er »für die Deutsche Bühne von Dietrich Eckart gestaltet worden war.

Das Stück erschien in der Eckartschen Gestaltung neu und kühn, selbstverständlich in der Eindeutschung, mit viel Theatergefühl auf breite Wirkung gestellt.

Es würde den Rahmen dieser kurzen Skizze sprengen, wollte ich des Breiten den Inhalt solcher Gespräche wiedergeben. Mag es einer vielleicht späteren Arbeit mit anderen Möglichkeiten vorbehalten bleiben.

Viele lustige Episoden knüpfen sich an die gemeinsame Probenarbeit, die sich durch Wochen hinzog. Mag eines der Geschichten, die für mich untrennbar mit der Arbeit am »Peer Gynt« unter Dietrich Eckarts Augen verbunden sind, hier zum ersten Male ausgezeichnet, seinen Platz finden.

Zum Kopfzerbrechen

Schach Nr. 200
Partie aus dem Wertungsturnier von Wiesbaden, Oster, 1944
Weiß: Staasierowski (Rostock)
Schwarz: Gebhardt (Marburg)

Matt in 3 Zügen (von B. Harley).
Lösung Aufg. 199: L c4. Andere Läufertzüge scheitern an d2 x c1, d5 scheidet an K e4.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a - be - cha - darm - de - del - dumm - dünn - ei - eis - fen - fu - ge - ha - ha - heit - in - in - ke - ken - le - lei - on - ra - rath - rös - sen - sel - spi - sprung - strei - su - ta - taz - ter - ti - ton - tri - un - wach - wind - wurm - zel - zen sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben gelesen einen Gedanken F. v. Schillers ergeben. (ei = einmal 1 Buchstabe, Bedeutung der Wörter: 1. innerer Körperteil, 2. Zierpflanze, 3. Bezeichnung für ein schmales Stück, 4. Stadt am Main, 5. Bergsteigerwerkzeug, 6. Rätsel, 7. milch-wirtschaftliche Maschine, 8. Ort bei Düsseldorf, 9. Beamter des Sicherheitsdienstes, 10. unüberlegte Handlung, 11. Luftströmung, 12. Name für den Malaischen Archipel, 13. Baumreptil, 14. Fabeltier, 15. Flußmündungsart, 16. höhere Eingebung, 17. neuzeitlicher Baustoff.

Kreuzworträtsel (Lösung)

Waagrecht: 1. Goldammer, 6. Komat, 8. Mut, 10. Eta, 12. Kap, 13. Ritt, 14. Hals, 15. See, 17. Ita, 18. Tag, 20. Kanal, 21. Heilkunde, 22. Sonntagsrecht, 1. Güterlosh, 2. Dom, 3. Amur, 4. Met, 5. Rhapsodie, 7. Sier, 8. Falte, 11. Ate, 12. Kai, 16. Bank, 18. Tal, 19. Gau.

mäßig schnell in Nacht über. Nur vorne von dem Oellämpchen und vom Ofen her erhält das Bild den nötigen Schimmer.

„Jawoll, Herr Jraf!“
„Jrabelowski!“ — rief Bolz seinem Gehilfen auf der Galerie des Schnürbodens zu — „Jrabelowski, drehse mal vorne uff un lassense mal hinten en bisken wat wech.“

„So, Herr Jraf, nu werd ich vorne rot un hinten drück ick 't Jelbe.“
„Sehr schön, lieba Bolz. Also nu kuckt da Mond durchs Fensta un trüfft mit seinen bleichen Strahlen die Mutter Aase auf ihrem Sterbebette, von wo sie nachher der Peer Jünt in den Himmel kutschiert.“

„Jawoll, Herr Jraf!“
„Jrabelowski!“ — Jebense mal 'n janzen dezenten Strahl uff Frau Hoffrat!“
(„Frau Hoffrat“ war Paula Conrad-Schlechter, die Gattin von Paul Schlechter, der, ab 1898, eine Reihe von Jahren Hofburgtheaterdirektor in Wien gewesen und als solcher K. u. K. Hofrat geworden war.)

„Frau Hoffrat“, alias Mutter Aase wurde nun von ihrem Sohn Peer mit allen ihr zukommenden Ehren schweifender Phantastik in den Himmel kutschiert und als Rahmen um das, trotz aller Komik der vorbereitenden Umstände, nunmehr aufs letzte raffiniert stimmungstrüchtig ausgeleuchtete Bild, klang die für immer mit dieser Vorstellungswelt verbundene Griechische Weise von Aases Tod.

Da war kein Auge, das trocken blieb So ist's beim Theater: Unpatetisch werden die Dinge auf der Probe gemacht — wie ich das schon in meinen Erinnerungszeiten zu Siegfried Wagners 75. Geburtstag dargetan habe —. Wenn Kömmer am Werke sind, wird das richtige Pathos sich zu gegebener Zeit schon einstellen. Dies nebenbei.

Die Peer-Gynt-Probe geht weiter.
„Lieba Bolz!“ — „Herr Jraf?“
„Wir kommen jetzt zur Morjenstimmung.“ Sie wissen: Die Sonne jeht auf in alla Pracht und vajodet die in die einsame Berjeswelt emporsteigende Sollewech.“

„Jawoll, Herr Jraf!“
„Jrabelowski, jehense mal uff »Frau Thimig.« — Na, los doch, Mann, ruff uff Frau Thimig mit die Sonne! — So, Herr Jraf, nu is a druff!“

„Sehr schön, lieba Bolz!“
Und darüber brausten und jubelten die Strahlenströme der Griechischen „Morgenstimmung“.

Wie konnte Dietrich Eckart lachen über solche köstlichen Zwischenspiele im Ernst der Arbeit! — Wir lachten noch wenn wir nach der Probe, hungrig und ausgepumpt zu mir nach Hause strebten, gewiß, daß wir bei Muttern geatzt und getränkt werden würden.

Und morgen würde nicht nur die Sonne wieder scheinen, sondern es würde wieder Arbeit am Werke geben.
Er war seines Sieges sicher, wie er später bis zu seinem Tode des Sieges einer anderen, gewaltigeren Sache gewiß war für die er sein Leben in die Schanze schlug, er, der als Wegbereiter eines Großen in der Geschichte seines Volkes die Formel fand, die Tür der Zukunft aufzubrechen mit einem Wort, das Millionen zur Devise geworden ist:

„Deutschland erweche!“

Wegwarte!

Wartend stehst du an den Wegen,
Himmelblau dein Blütenkleid;
Blühest auf Geröll und Stegen —
Bist zum dienen stets bereit.
Gleichest nicht den stolzen Rosen
Die im Dufte ihrer Pracht
Mit den Menschenblicken kosen
Und — verblühen über Nacht.

Selten pflückt dich wer zum Strauße,
Taugst zum Liebesboten nicht —
Nur der nimmt dich mit nach Hause,
Der wie du, selbst still und schlicht,
Einsam, abseits von Getriebe
Treu erfüllt seine Pflicht;
Dessen Auftrag — Treu' und Liebe,
Der du mehr verlangst nicht.

Wegwart — Blum' der Himmelsbläue,
Wachse — blühe, immerzu —
Dem Gebote: Lieb' und Treue
Dienen Beide — ich und du.

Dina Dietfinger

ger hatten zwar reichlich viel gekostet, aber einer so aussichtsreichen Sache wie einer großen Erbschaft mußte man schließlich Opfer bringen.

Im Wagen saß bereits Schwager Franz, aus dessen Tasche der Hals einer Weinflasche lugte: „Ich will zu Tante Emma, muß der guten Seele mal eine kleine Stärkung bringen. — Und du?“

„Ha, famos! Ich fahre auch zu Tante Emma, so ein Zufall! Ha ha.“

„Ja, komisch, nicht? Hi hi!“
Drei Haltestellen später stieg das Ehepaar Burger ein, ebenfalls Verwandte Tante Emmas, ebenfalls mit einem Paket bewaffnet. Beim Aussteigen fanden sich noch einige Mitglieder der weitverzweigten Familie ein. Man hätte sich gegenseitig am liebsten erwürgt, daher tat man äußerst erfreut und fand es sehr, sehr lustig. Alle hatten etwas mitgebracht: Diwanpolster, Schinken, Teewärmer, Bücher. Als die Karawane Tante Emmas Haus fast erreicht hatte, kam ihr mit aufgeregten Gebärden Frau Anni entgegen. Eine Blumenvase schwingend, rief sie:

„Unglaublich, unerhört! — Unverschämte! — Abgereist! Abgereist steht an der Tür!“ — ihre Stimme überschlug sich, „die alte Frau allein abgereist, mein Gott, und sie sah schon so verfallen aus!“

Die, der diese Sorge galt, aber stand am Deck eines Dampfers und ihre schönheitsdürstigen Augen flogen, ein wenig ängstlich noch, wie Vogel, die lange im Käfig schmachteten und nun der Freiheit wiedergehen sind, über die blaue Unendlichkeit der Adria. Reisen, reisen — jahrzehntelange Sehnsucht erfüllte sich nun. Und die lieben Verwandten daheim bekamen Ansichtskarten aus Kairo, Athen, Paris, Stockholm — aus letzter Stadt sogar sehr viele, dort mußte es Tante Emma besonders gut gefallen. Man schüttelte verärgert den Kopf über die „verrückte Alte“, die mit ihrem vielen Geld nichts besseres anzufangen wußte, als es auf endlosen Reisen auszugeben, schließlich aber gewöhnte man sich daran.

Ein Jahr war vergangen, als eines Tages Frau Anni vor der Auslage eines Modehauses stand. Jemand berührte ihre Schulter. Erstaunt musterte sie die elegant gekleidete Dame, deren gebräuntes, jugendliches Gesicht unter dem weißen Locken ihr merkwürdig bekannt vorkam. Die Dame lächelte feinn und abgründig:

„Ja Anni, ich bin wieder da!“
„Tante Emma!“ hauchte diese und zum zweitenmal in ihrem Leben verschlug es ihr die Sprache.

Die Familie war diesmal nicht mehr belastigt, vielmehr entristet, tiefest empört — aber es war nicht lange Zeit dazu. Tante Emma reiste bald wieder ab. Und es kam ein Augenblick, wo Frau Anni zum drittenmal in ihrem Leben vergeblich nach Worten rang, nämlich, als sie aus Stettin ein schlichtes Billetchen erhielt:

Horst Nenninger, Emma Nenninger geb. Müller, grüßen als Vermählte.

Posten am Depot

„Mein Freund Franz Zagerl ist ein seelenguter Kerl, gewissenhaft und freundlich, pflichtfertig und sich anpassend, nur mit der kurzen, knappen Art wird er in seinem Soldatenleben schwer fertig. Während seiner Ausbildungszeit wurde er eines Tages zum Posten vor das Munitionsdotep bestimmt, und der Kompanieführer prüfte ihn noch einmal, ob er alle Verhaltensmaßregeln auf Posten kenne.“

„Posten Zagerl, was tun Sie, wenn ich heute nacht mit einer brennenden Zigarette an Ihnen vorbei in das Depot will?“

„Ich würde Herrn Oberleutnant darauf aufmerksam machen, daß das nicht geht, da es verboten ist, das Gelände mit einer brennenden Zigarette, Zigarette oder auch Pfeife zu betreten.“

„Sehr gut. Wenn ich aber trotzdem hineingehe?“

„Dann würde ich Herrn Oberleutnant nochmals ersuchen, dies zu unterlassen.“

„Und wenn das wieder keinen Erfolg hat?“

Franz Zagerl dachte eine Weile nach, dann sagte er treuherzig: „Ich meine, Herr Oberleutnant, wenn man einem gebildeten Menschen etwas zweimal sagt —“

Rösler

Die Erbtante / Heiteres von Hans Hron

Bis zu jenem denkwürdigen Tage war Fräulein Emma Müller für die Familie eben nur die Tante Emma gewesen, die draußen am Rande der Großstadt ihr einsames Leben führte, zwischen Blumen, altmodischem Hausrat und Erinnerungen, selbst ein Fleisch und Blut gewordenes Stück Familientradition, von allen gern gelitten, wenn sie kam, von niemandem schwer vermisst, wenn sie ausblieb. Sie hatte sich trotz ihrer fünfzig Jahre einen jugendfrischen Geist und eine unbändige Keiselust bewahrt, welcher sie, durch das Halfter einer mageren Kente behindert, allerdings nur auf endlosen Trambahnfahrten zu näheren und weiteren Verwandten (bildlich und wörtlich genommen) die Zügel schiefen lassen konnte.

Solange man zurückdenken konnte, war es so gewesen. Eines Tages aber flatterten aus Tante Emmas weltfremdem Heim eine Menge kleiner Briefchen: sie lud für den nächsten Sonntag alle Verwandten zu sich. Tante Emma, die seit Jahren keinen Besuch gehabt hatte, schrieb Einladungen! Man schüttelte die Köpfe, lachte und war neugierig. Es gab ein großes Gedränge in Tante Emmas kleinen Räumen. Auf alle Fragen antwortete die Hausfrau immer wieder nur: „Geduld, bis alle beisammen sind sollt ihr wissen, warum ich euch zu mir bat.“

Endlich waren die Geladenen vollständig. Tante Emma erhob sich feierlich aus ihrem Armstuhl, auf ihrem jungen Gesicht unter den grauen Haaren lag ein feines Lächeln, während sie, die Spannung der anderen auskostend, im Kreise umherblickte.

„Also Kinder, ich will's kurz machen: ich bin über Nacht eure Erbtante geworden, mein Los hat den Haupttreffer erzielt.“

Hätte der Blitz in den runden Tisch geschlagen, um den die Familie saß, es wäre nicht wirkungsvoller gewesen. So geistreiche Gesichter hätte die gute Tante noch niemals in ihrer lieben Verwandtschaft gesehen. Sie lächelte wieder fein und abgründig:

„Nun, freut ihr euch nicht?“
Frau Anni, deren Vater ein Schwager von Tante Emmas gotseliger Schwester war, fand als erste die Fassung wieder — es war die erste sprachlose Minute ihres Lebens gewesen —:

„Ach, liebste Tante, wie sehr ich dir das gönne! Wie ich dir von ganzem Herzen dazu Glück wünsche!“

Ihr Wortschwall löste die allgemeine Erstarrung. Je nach Temperament brachte man mit säuerlich verkniffenen, gepreßt lächelnden oder freundlich verzerrten Lippen seine Glückwünsche dar. Tante Emma erfuhr an diesem Abend, wie beliebt und geachtet sie seit jeher in der Familie war, wie sehr sich alle freuen, wenn sie — ach, viel zu selten! — zu Besuch kam, wie sehr besorgt sie waren, wenn sie ausblieb. Herr Doktor Eibner, ein Vetter Tante Emmas, erinnerte sich plötzlich ihrer Blumenliebhaberei und versprach ihr ein paar seltene Kakteen, von welchem Thema er dann etwas sprunghaft auf die Zukunft seiner heranwachsenden Tochter überging, und wie schwer es jetzt sei, einem jungen Mädchen die entsprechende Ausstattung zu schaffen. Lizzi, der Backfisch, erzählte der „guten, lieben Tante“ mit leuchtendem Augenaufschlag von dem entzückenden Strandpyjama ihrer Freundin — ihr Leben gäbe sie für so etwas, und Ernst, der Student, sagte ohne viel Umschweife:

„Weißt du, Tante Emma, du könntest mir jetzt eigentlich das Motorrad kaufen, das ich schon lange möchte; was macht dir jetzt schon der lumpige Tausender aus!“ — Tante Emma hörte alles an und lächelte nur immer fein und verschwiegen.

Am nächsten Sonntag stieg Herr Doktor Eibner in die Straßenbahn, in der Hand vorsichtig ein Paket wiegend, aus dessen Hülle da und dort nadelsscharfe Stacheln drangen. Die scheußlichen Din-

wandtschaft gesehen. Sie lächelte wieder fein und abgründig:

„Nun, freut ihr euch nicht?“
Frau Anni, deren Vater ein Schwager von Tante Emmas gotseliger Schwester war, fand als erste die Fassung wieder — es war die erste sprachlose Minute ihres Lebens gewesen —:

„Ach, liebste Tante, wie sehr ich dir das gönne! Wie ich dir von ganzem Herzen dazu Glück wünsche!“

Ihr Wortschwall löste die allgemeine Erstarrung. Je nach Temperament brachte man mit säuerlich verkniffenen, gepreßt lächelnden oder freundlich verzerrten Lippen seine Glückwünsche dar. Tante Emma erfuhr an diesem Abend, wie beliebt und geachtet sie seit jeher in der Familie war, wie sehr sich alle freuen, wenn sie — ach, viel zu selten! — zu Besuch kam, wie sehr besorgt sie waren, wenn sie ausblieb. Herr Doktor Eibner, ein Vetter Tante Emmas, erinnerte sich plötzlich ihrer Blumenliebhaberei und versprach ihr ein paar seltene Kakteen, von welchem Thema er dann etwas sprunghaft auf die Zukunft seiner heranwachsenden Tochter überging, und wie schwer es jetzt sei, einem jungen Mädchen die entsprechende Ausstattung zu schaffen. Lizzi, der Backfisch, erzählte der „guten, lieben Tante“ mit leuchtendem Augenaufschlag von dem entzückenden Strandpyjama ihrer Freundin — ihr Leben gäbe sie für so etwas, und Ernst, der Student, sagte ohne viel Umschweife:

„Weißt du, Tante Emma, du könntest mir jetzt eigentlich das Motorrad kaufen, das ich schon lange möchte; was macht dir jetzt schon der lumpige Tausender aus!“ — Tante Emma hörte alles an und lächelte nur immer fein und verschwiegen.

Am nächsten Sonntag stieg Herr Doktor Eibner in die Straßenbahn, in der Hand vorsichtig ein Paket wiegend, aus dessen Hülle da und dort nadelsscharfe Stacheln drangen. Die scheußlichen Din-

wandtschaft gesehen. Sie lächelte wieder fein und abgründig:

„Nun, freut ihr euch nicht?“
Frau Anni, deren Vater ein Schwager von Tante Emmas gotseliger Schwester war, fand als erste die Fassung wieder — es war die erste sprachlose Minute ihres Lebens gewesen —:

„Ach, liebste Tante, wie sehr ich dir das gönne! Wie ich dir von ganzem Herzen dazu Glück wünsche!“

Ihr Wortschwall löste die allgemeine Erstarrung. Je nach Temperament brachte man mit säuerlich verkniffenen, gepreßt lächelnden oder freundlich verzerrten Lippen seine Glückwünsche dar. Tante Emma erfuhr an diesem Abend, wie beliebt und geachtet sie seit jeher in der Familie war, wie sehr sich alle freuen, wenn sie — ach, viel zu selten! — zu Besuch kam, wie sehr besorgt sie waren, wenn sie ausblieb. Herr Doktor Eibner, ein Vetter Tante Emmas, erinnerte sich plötzlich ihrer Blumenliebhaberei und versprach ihr ein paar seltene Kakteen, von welchem Thema er dann etwas sprunghaft auf die Zukunft seiner heranwachsenden Tochter überging, und wie schwer es jetzt sei, einem jungen Mädchen die entsprechende Ausstattung zu schaffen. Lizzi, der Backfisch, erzählte der „guten, lieben Tante“ mit leuchtendem Augenaufschlag von dem entzückenden Strandpyjama ihrer Freundin — ihr Leben gäbe sie für so etwas, und Ernst, der Student, sagte ohne viel Umschweife:

„Weißt du, Tante Emma, du könntest mir jetzt eigentlich das Motorrad kaufen, das ich schon lange möchte; was macht dir jetzt schon der lumpige Tausender aus!“ — Tante Emma hörte alles an und lächelte nur immer fein und verschwiegen.

Familien-Anzeigen

Ursula und Lorele haben ein Brüdchen...

Wir haben die große Freude, die Geburt...

Nach langem Warten u. stet. Hoffnung...

Statt eines frohen Wiedersehens...

Durch Filigranarbeit wurde das unerfüllte...

Ich, Hans, bin nun ein glücklicher Mann...

Ich, Hans, bin nun ein glücklicher Mann...

Ich, Hans, bin nun ein glücklicher Mann...

Ich, Hans, bin nun ein glücklicher Mann...

Ich, Hans, bin nun ein glücklicher Mann...

Ich, Hans, bin nun ein glücklicher Mann...

Ich, Hans, bin nun ein glücklicher Mann...

Ich, Hans, bin nun ein glücklicher Mann...

Ich, Hans, bin nun ein glücklicher Mann...

Ich, Hans, bin nun ein glücklicher Mann...

Ich, Hans, bin nun ein glücklicher Mann...

Ich, Hans, bin nun ein glücklicher Mann...

Ich, Hans, bin nun ein glücklicher Mann...

Statt eines frohen Wiedersehens...

Statt eines frohen Wiedersehens...

Statt eines frohen Wiedersehens...

Statt eines frohen Wiedersehens...

Statt eines frohen Wiedersehens...

Statt eines frohen Wiedersehens...

Statt eines frohen Wiedersehens...

Statt eines frohen Wiedersehens...

Statt eines frohen Wiedersehens...

Statt eines frohen Wiedersehens...

Statt eines frohen Wiedersehens...

Statt eines frohen Wiedersehens...

Statt eines frohen Wiedersehens...

Statt eines frohen Wiedersehens...

Statt eines frohen Wiedersehens...

Statt eines frohen Wiedersehens...

Statt eines frohen Wiedersehens...

Statt eines frohen Wiedersehens...

Statt eines frohen Wiedersehens...

Statt eines frohen Wiedersehens...

Statt eines frohen Wiedersehens...

Preise für Gemüse, Obst und Kartoffel im Elsaß

Table with columns for vegetable types (e.g., Kohlrabi, Karotten) and their prices per unit.

AUF RUF

Um für den totalen Kriegseinsatz weitere Kräfte zu erfassen...

1. Männer und Frauen, die seit 1. Juli 1944 mindestens 48 Stunden wöchentlich selbständig...

2. Männer und Frauen, die in einem öffentlich-rechtlichen Dienstverhältnis stehen...

3. Männer und Frauen, die sich bei dem für den jetzigen Wohnort zuständigen Arbeitsamt...

4. Männer und Frauen, die auf Grund der Verordnung über den Einsatz zuzusätzlicher Arbeitskräfte...

5. Ausländer mit Ausnahme der Staatslosen.

6. Schüler und Schülerinnen, die eine öffentliche oder private allgemeinbildende Schule...

7. Anstaltsangehörige, die erwerbsunfähig sind.

8. Werdende Mütter.

9. Frauen, die mit einem noch nicht schulpflichtigen Kind oder zwei Kindern...

10. Frauen, die sich bei dem für den jetzigen Wohnort zuständigen Arbeitsamt...

11. Männer und Frauen, die in einem öffentlich-rechtlichen Dienstverhältnis stehen...

12. Männer und Frauen, die sich bei dem für den jetzigen Wohnort zuständigen Arbeitsamt...

13. Schüler und Schülerinnen, die eine öffentliche oder private allgemeinbildende Schule...

14. Anstaltsangehörige, die erwerbsunfähig sind.

15. Werdende Mütter.

16. Frauen, die mit einem noch nicht schulpflichtigen Kind oder zwei Kindern...

Groß. Theatersaal, rosa, rein. Seide, gestickt...

D-Strohut, neu, mod., blau u. schw., 20 u. 16. RM...

Leinwand, weiß, für schl. Junges Mädchen...

Schönes Abendkleid, lang, m. Unterl., hellblau...

1 P. Sommerhülle, dunkel, Gr. 38, 10, D-Kleid...

M. Taschenuhr, Silber, 15 St., rep.-bed., 100,-...

Kaufgesuche

Kaufe ständig Lumpen, Altseiden, Altpapier...

2 Fässer bis zu 4-500 Liter sowie Schweißapparat...

Weinfässer v. 2-3 hl ges. Phd. Bastian, Niederbetschdorf...

Kaninchental gesucht...

Bücher, Zeitschriften, ganze Bibliotheken...

Bücher aller Art...

Neuere Kunstlit. Buch der Erfindung...

Groß. Posten Wirtschaftsinventar...

Klassikerabgaben (Goethe, Schiller, Kleist...)

Elsaß-Marken mit deutlich lesbar...

Harmonielehre V. Dachs oder andere Orgelschule...

Knabenschulranzen gesucht...

Elektr. Luftpumpe ges. Greiner & Sohn...

Mässhmaschine, Einzelhalb od. Einspänn., in gut. Zustand...

Suche gutbeh. Breitendreschmaschine mit gut. Putzerei...

Herren-Fahrrad gesucht...

D-Fahrrad, mod., neuw., dringend ges. Angeb. u. MO 4276 N. N. Molsheim.

D-Fahrrad (auch ohne Bereifung), Lederkoffer u. Aktenmappe ges. Angeb. u. MO 3996 an die Strabg. N. N.

H. u. D-Fahrrad, in gut. Zust., ohne Bereifung, gesucht. Angebots u. 22.446.

Kinderwagen, gut beh., u. Kleiderschrank gesucht. Angebots u. 22.584.

Kinderwagen, nur gut beh., gesucht. Angebots u. 22.434 an die N. N.

K-Sportwagen, gut beh., ges. Frau G. Jakob, Irlingen am Kaiserstuhl.

Kindersportwagen gesucht. - Boken, Weißbuntenstraße 19. (22505)

Krautschnelldrescher gesucht. Angebots u. H 3928 an die Str. N. N.

Kaufe ständig geb. Möbel aller Art sowie ganze Hausausstattungen, auch reparaturbedürftige. Heinrich Friedl, Vogesenstraße 57. (49195)

Altertum all. Art u. ganze Sammlungen kauft auswärts: Schmitt, Metzgerstraße Nr. 5.

Antiquitätenhandlung Botmer, Kordweg Nr. 19, bei der Mühle, kauft ständig, auch auswärts, Antiquität, zu gewissenhaft. Preisen.

Dringd. in gut. Erhalt. v. Familie zu kauf. ges.: kompl. Schlaf-, Esstisch-, Küche, Einzelmöb., wie Tisch, Stuhl-, Nachtsch., Kleider-, Nähmaschine, Kautsch. od. Divan od. Ruhbett, fern. Gardinen, Teppich, Bodenbelag, Zimmer-tischdecken, Gashackofen. Angebots an Postfach 45, Zabern/Elz. (61176)

Schlafz., gut beh., sow. Küche sof. ges. Angeb. u. MO 4283 N. N. Molsheim.

Kinderbett mit Matr. gesucht. Angeb. Müller, Oberheim, am Plan 7.

Kinderzimmer, in gut. Zust., dringd. ges. Angeb. u. MO 4270 N. N. Molsheim.

Schrank, Kautsch. u. kleiner Tisch ges. Bachmann, Neudorf, Balderweg 31, vormittags von 8 bis 10 Uhr. (22411)

Kleiderschrank, jede Größe, gesucht. Angebots u. 22.665 an die N. N.

Federmatratze, gepolstert, u. Kautsch. gesucht. Zuschriften unter 22.585.

Groß. Teppich u. H. od. D-Uhr ges. Angeb. u. 22.545 an die Str. N. N.

Porzellan für Waschtisch gesucht. Angebots u. 22.578 an die N. N.

Gasherd m. Backof. u. Zimmerofen ges. Anschrf. erfragen unter A 22.546.

Gasherd, gut beh., 23fl., ges. Angeb. unter 22.664 an die Strabg. N. N.

Gas- od. Kohlenofen ges., evtl. Tausch geg. Dienteppich 2x3 m. Angebots u. ZA 2532 an N. N. in Zabern.

Elektr. Kochplatte, 230 V., gut beh., gesucht. Preisangebots u. 22.580.

Gutes Klavier ges. Schüller, (174) Kohl, Horst-Wassil-Bing 2. (22376)

Klavierstuhl u. Notenständer, schwarz od. braun, ges. Angeb. unter 22.567.

Akkordeon, diat. od. chrom. (chromat. bezogen) in gut. Gehe. Angeb. u. 22.662.

Georgkasten für 1/1 Geige, neuw., ges. Gasser, Hönheim, Kleinmattweg 27. (49355)

Radio, gut beh., ges. Angebots u. 22.586.

Getr. Kleider, Schuhe, geb. Möbel, kauft ständig das älteste Geschäft am Platz: W. Hüblich, Altspitzgasse 35, Fernruf 2.89.38. (49355)

H-Gabardin-Mantel mittel. Gr. gesucht. Preisangeb. unter 22.472 an die N. N.

H-Anzug, Gr. 50, gut beh., gesucht. Preisangeb. unter 22.471 an die N. N.

Petzgartner (Rohfuchs) gesucht. Angebots u. 22.535 an die N. N.

D-Wintermantel, Gr. 42, gut beh., ges. Angebots u. 22.418 an die N. N.

D-Schianzug, Koffer, Lederhandtasche gesucht. Angebots u. 22.481 an N. N.

Baby-Schuh sowie kl. Teddybar ges. Angebots u. 22.531 an die N. N.

